This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Tauwasser

von

Prinz Emil von Schoenaich-Carolath

50545.40

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

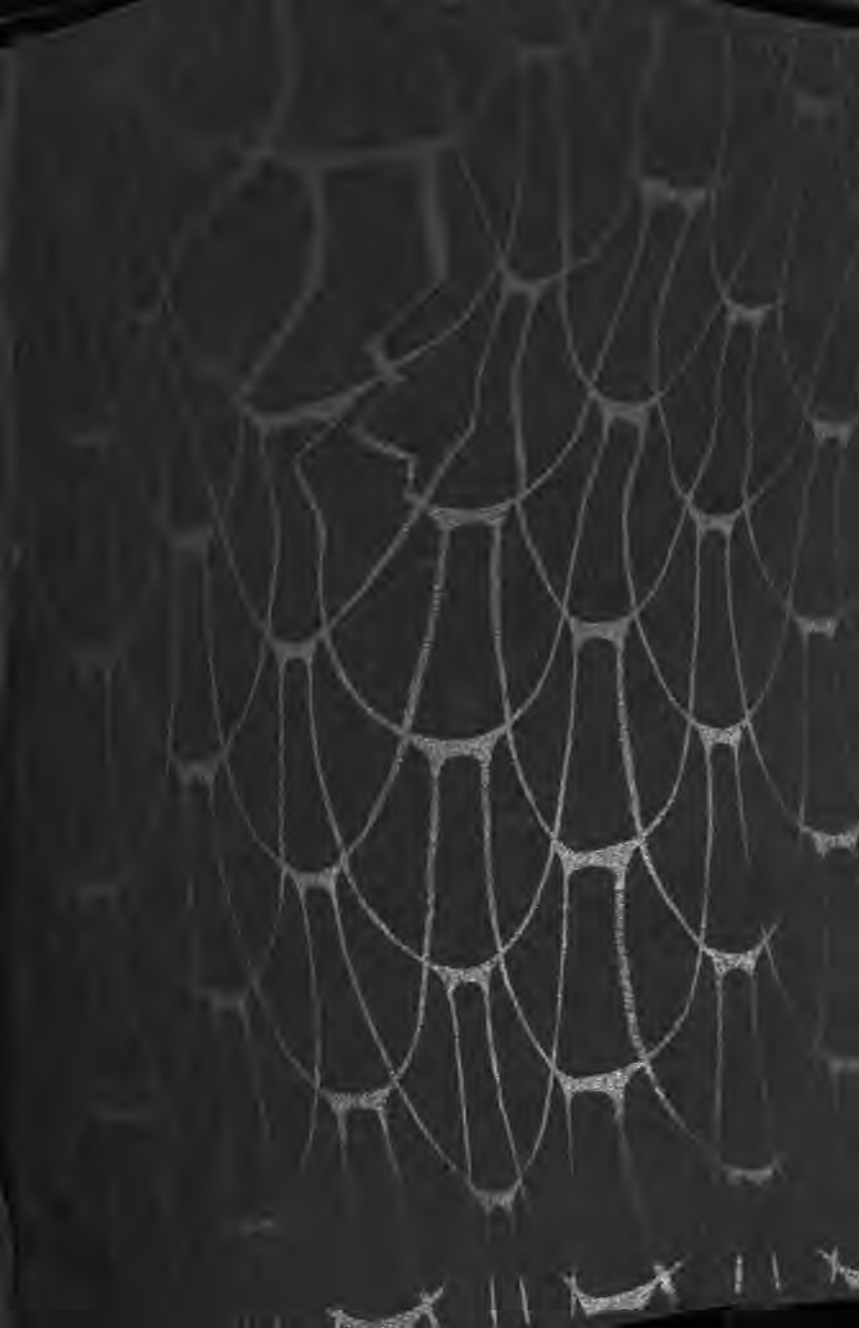
GEORGE FRANCIS PARKMAN

(Class of 1844)

OF BOSTON

A fund of $25,000, established in 1909, the income of which is used

"For the purchase of books for the Library"



Geſammelte Werke

von

Prinz Emil von Schoenaich-Carolath

4. Band

Tauwaſſer

Leipzig
G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung
1907

Tauwaſſer

Von

Prinz Emil von Schoenaich-Carolath

Leipzig
G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung
1907

5055.40
4
HARVARD COLLEGE
AUG 12 1912
LIBRARY
G. F. Parkman fund

Spamersche Buchdruckerei, Leipzig

Pellegrino del ciel', bel astro romito,
Che in prima giovinezza amai,
Ove t'aggiri adesso, e su qual lito
Piovi i tuoi rai? — — —

Er hieß Bent Sörenſen, war älteſter Sohn des Paſtors Sörenſen auf Mandergaard und ſtudierte Mathematik in einer großen norddeutſchen Stadt. Er war zwanzig Jahre alt, ſehr ſchlank, weder hübſch noch häßlich, dafür aber ungewöhnlich langweilig. Er ſaß genau ſechs Stunden im Kolleg und ſechs Stunden bei ſeinen Büchern, obwohl er meiſt mit ſeinem Penſum viel früher fertig wurde. Wenn die Zeit um war, zog er eine Art von Überrock an und ging hinüber zu ſeiner Hauswirtin, um ihr anzuzeigen, daß er das Haus verlaſſe (als er noch auf der Schule war, hatte er ſich beim Vater allabendlich melden müſſen, wenn ſeine Arbeiten beendigt waren — nun hatte er das ſo aus Gewohnheit beibehalten); dann zog er ein Paar geſtrickte Handſchuhe an, ſetzte eine Mütze auf und ging bedächtig immer durch dieſelben Straßen in ein Lokal, wo Studenten, Referendare, jüngere Künſtler und angehende Doktoren zuſammenzukommen pflegten. Dort angelangt, bot er ſchüchtern guten Abend, ſetzte ſich ans unterſte Ende des Tiſches und ließ ſich ein Glas Bier geben. Der Unterhaltung folgte er, beſonders wenn ſie ein wiſſenſchaftliches Thema berührte, mit großer Aufmerkſamkeit, beteiligte ſich aber nur ſelten daran. Wenn die Uhr auf zehn ging, bezahlte er ſeine Zeche, grüßte, indem er den Oberkörper kurz und gewaltſam vorwärts ſtieß, und kehrte nach Hauſe zurück.

Es war unzweifelhaft, daß er ſich an jenen Abenden vortrefflich unterhielt, dennoch gab es zwei Dinge, die ihm ſeinen ſtillen Genuß verkümmern konnten. Den oberen Platz der Stammtafel hatte ein junger Mann inne, welcher als angehender Dichter bekannt war und deſſen Name in den Zeitſchriften des Landes bereits genannt zu werden begann. Dieſes liebenswürdige und talentvolle Tafelmitglied war für Bent ein Gegenſtand heimlichen Grauens, er konnte nie verſtehen, wie ein vernünftiges Weſen auch nur einen Bruchteil der koſtbaren Zeit mit etwas ſo Unnützem und Syſtemloſem, wie ihm das Dichten erſchien, vergeuden könne. Der Vorſchlag, irgendwelche Reime zu erſinnen, hätte ihn angemutet wie eine Aufforderung, Seifenblaſen in die Luft zu treiben, anſtatt ins Kolleg zu gehen. Geſchah es, daß auf Bitten der Geſellſchaft der junge Mann Verſe vortrug, ſo bemächtigte ſich Bents eine große Unruhe, er ſah betrübt nach der Uhr, welche die geſetzmäßige Zeit des Aufbruchs noch nicht anzeigte, und ſuchte unbemerkt zu entkommen. Sehr peinlich war es ihm auch, wenn man ihn veranlaſſen wollte, ein zweites Glas Bier zu beſtellen. Er wurde dann meiſtens verlegen, ſtammelte einige unzuſammenhängende Entſchuldigungen und empfahl ſich. Zu Hauſe angelangt, nahm er irgend eine Arbeit vor, um die Zeit bis zum Schlafengehen nicht unbenützt verſtreichen zu laſſen; dabei geſchah es zuweilen, daß er ſich in eintretende Schwierigkeiten verbiß und weder zu Bett, noch ins Kolleg ging, ehe ſein Ziel erreicht und eine einfache, glatte

Lösung gefunden war. „Der junge Sörensen ist ein zäher, nüchterner Mensch, er wird es weit bringen", äußerte einmal gesprächsweise ein Professor. Ein Kollege, der zugegen war, meinte: „Damit bin auch ich einverstanden, allein wie sollte man nicht fleißig sein, wenn man die Stütze einer großen und gänzlich unbemittelten Familie ist? Ihm ist der Fleiß nicht so hoch anzurechnen wie anderen, die geringere Verpflichtungen besitzen." Der Herr Professor hatte einen vornehmen Studenten in Pension, welcher sich durch Faulheit und Liederlichkeit auszeichnete.

Bent Sörensen studierte in seinem vierten Semester. Daß der Winter zu Ende ging, merkte er nur daran, daß es in seinem Zimmer sehr kalt wurde, denn Frau Bitterlich, die Hauswirtin, pflegte von Mitte Februar ab nicht mehr einzuheizen. Bent stimmte ihr bei, denn er sah ein, daß System in ihrem Verfahren läge; er hatte außerdem nicht viel Zeit zum Frieren, denn er arbeitete unausgesetzt an einer verwickelten Nutzeffektberechnung, die er für einen Maschinenbauer aufstellen und für welche er acht Taler erhalten sollte. Er hatte sie in Abschnitte eingeteilt und erledigte jeden Tag unnachsichtlich sein Pensum; ganz am Ende, als er eben todmüde die Feder weglegen wollte, fand er, daß irgend etwas nicht einfach genug sei und kürzer ausgedrückt werden könne. Die dazu nötigen Formeln ergaben sich nicht sogleich, was für ihn Grund genug war, unbarmherzig bis in den Morgen hinein zu arbeiten. Er war fast am Ziele, als er eines Buches bedurfte, welches wegen Mangel an Raum

nebſt mehreren anderen in einer Kiſte auf dem Hausboden verwahrt wurde. Dieſen hatte er ſeit dem Tage, da er, von ſeinem Vater begleitet, bei Frau Bitterlich eingezogen war, nie mehr betreten, denn es lag dort planlos viel Gerümpel aufgeſtapelt und er haßte die Unordnung; jetzt aber bat er ſich bei der Frau, die mit hochrotem Geſicht in der Küche umherhantierte, den Schlüſſel aus und trat ſeine Wanderung an.

Weit war ſie nicht. Das Haus hatte zwar fünf Stockwerke, allein Bents Zimmer lag, von der Straße aus gerechnet, bereits im vierten. Ganz oben wohnte ein Schneidermeiſter, der mußte ein ganz abſonderlicher Geſelle ſein. Die Tür ſeiner Wohnung ſtand weit offen, er ſaß am Fenſter auf einem Tiſche und nähte, dabei lachte er jedoch unaufhörlich; ſeine Frau ſchälte Kartoffeln und lachte auch, zwei rotbackige, ziemlich mangelhaft bekleidete Kinder wälzten ſich am Boden und ſchrien vor Vergnügen, ein kleiner, unbeholfener Hund beteiligte ſich am Konzerte, und in das Ganze warf ein goldgelber Kanarienvogel ſeine ſchmetternden Triller. Bent mißfiel dieſe Fröhlichkeit ſehr, es kam ihm vor, als ſei er in der Fremde. Haſtig erſtieg er die ſchmale hölzerne Treppe und ſchloß die Bodentür auf, eine dumpfe, auffallend warme Luft ſchlug ihm entgegen. Er fand ſein Buch und wollte die Rückreiſe antreten, aber Luftwechſel und Übermüdung fielen plötzlich auf ihn, ihn überkam eine Schwäche und er mußte ſich auf die Kiſte ſetzen, den Kopf ans Gebälk legend. Nach einer Minute ward ihm beſſer, er bedurfte aber friſcher Luft

und bemühte ſich, eins der ſchweren Dachfenſter zu öffnen. Dies gelang ihm nicht, dagegen bemerkte er eine ſchmale Tür, die ins Freie führen mußte und nur durch einen Holzriegel geſchloſſen war. Sie gab dem Drucke ſeiner Hand leicht nach, ein Lichtſtrom brach in den dämmernden Raum, ſo voll und blendend, daß er die Hand über die Augen legte, ein friſcher Windſtoß brauſte um ſeine Stirne, er tat halb unbewußt einen Schritt vorwärts.

Eine angſtvolle Stimme ſchlug an ſein Ohr, ſie rief einige wilde Worte in fremder Sprache. Er öffnete die Augen und ſah unter ſich einen Abgrund, Straßen, die ſich kreuzten, finſtere Höfe und rauchende Schlote. Hart neben ihm, auf einem platten Dache, zwiſchen Blumentöpfen und grünenden Gewächſen ſtand ein junges Mädchen und ſah ihn mit großen Augen an. Sie war ohne Hut, nur in einen Schal von feinem Gewebe gehüllt, der Wind fing ſich darin und wehte ihn feſter um die ſchlanke Geſtalt. Bent trat inſtinktmäßig, um nicht zu fallen, aufs Dach herüber und klammerte ſich feſt ans Geländer ... ob ſie zu ihm ſprach, wußte er nicht, aber ſie ſah nicht unfreundlich aus und betrachtete ihn unverwandt; das gab ihm den Mut, irgend etwas zu ſagen, wovon nur die Worte „Vergebung“ und „wäre es möglich ... ein Glas Waſſer ...“ deutlich herauskamen. Dann tat es ihm faſt leid, daß er geſprochen hatte, denn ſie wandte ſich ab, ſprang ein paar niedrige Stufen hinunter und verſchwand, allerdings nur auf einen Augenblick, denn ſie erſchien ſofort wieder und

reichte ihm ein haſtig gefülltes Glas, von deſſen Wandung die eiſigen Tropfen rannen.

„Warum wollten Sie ſterben?“ frug ſie ſanft und mit ſehr fremdartiger Betonung.

Er antwortete nicht und trank tiefatmend das kühle Waſſer, es wurde ihm raſch beſſer, nur ſtarrte er noch ein wenig traumbefangen vor ſich hin. Der Märzwind ſtieß über die Dächer, die Sonne ſchien zum erſtenmal und vor ihm ſtand das junge Mädchen mit den fragenden Augen und der blaſſen Stirn, um die das weiche Haar dunkel und küſſend wehte.

„Ich wollte nicht ſterben“, ſagte er endlich ſchüchtern. „Ich bin nur heraufgekommen, um ein Buch zu holen, deſſen ich bedurfte, und da wurde mir auf einmal unwohl — ich mag mich wohl ein wenig überanſtrengt haben ... verzeihen Sie nochmals meine Störung und nehmen Sie meinen Dank für Ihre große Güte.“

Eine innere Stimme ſagte ihm, daß es ſchicklich wäre, fortzugehen, allein er konnte ihr nicht augenblicklich gehorchen. Er ſah vor ſich auf die Erde und fühlte, daß die Augen des jungen Mädchens forſchend auf ihm ruhten.

„Als ich Sie ſo blaß und verſtört am Dachfirſt ſtehen ſah,“ ſagte ſie munter, „glaubte ich, daß Sie ſich hinabſtürzen wollten, und deshalb rief ich Sie ſo heftig an. Es hätte mir leid um Sie getan, denn Sie ſind jung und das Leben iſt ſo reich und ſchön! Finden Sie das nicht auch?“

Bent wurde verlegen, er hatte darüber noch niemals nachgedacht. Eigentlich kam es ihm vor, als wäre ſein

Leben bisher weder beſonders ſchön, noch vor allen Dingen reich geweſen, er wagte aber nicht zu widerſprechen und ſtotterte nur:

„Ja, gewiß ... ganz wie Sie meinen.“

Sie mochte ahnen, aus welchem Grunde Bent nicht ſo ganz einverſtanden ſchien.

„Man kann mit wenigem zufrieden ſein,“ entgegnete ſie zuverſichtlich, „und arm iſt nur der zu nennen, der ein armes Herz hat. Dann gibt es ja auch ſo viel Herrliches, woran ſich jeder freuen kann. Sehen Sie, jetzt kommt bald der Frühling — die Vögel werden ſingen, die Veilchen blühen und alles wird voll Fröhlichkeit und Sonne ſein! O, Gott iſt ſo gut und die Welt ſo unerfaßlich ſchön!“

Sie legte die Hand auf ihre Stirn und ſchwieg. Bent war ſehr verwirrt, es fiel ihm ein, daß er noch nie in ſeinem Leben mit einem jungen Mädchen geſprochen habe. Er hätte gern etwas recht Kluges und Schönes geſagt, konnte aber nicht ein einziges Wort herausbringen. Er fühlte ſich dumm und unglücklich, dennoch durchbebte ſein Herz eine ſüße Bangigkeit, es war ihm ſehr, ſehr wunderbar zumute.

„Sie haben wohl nichts vom Frühling gewußt?“ begann ſie von neuem.

„Nein,“ ſagte er zögernd, „ich hatte nicht Zeit dazu. Nun iſt er aber gekommen und ich werde an ihn glauben, weil Sie ihn ſo liebhaben.“

„Tun Sie das,“ entgegnete ſie einfach, „und arbeiten Sie nicht zu viel. Gute Beſſerung.“

Sie neigte leicht den Kopf und ſchritt die Stufen herab; über die Dächer fegte ein neuer Windſtoß, er war merkwürdig warm, die Luft war trübe und regenſchwer geworden. Das Mädchen verſchwand durch die Tür, ohne ſich einmal umzuſehen; Bent konnte glücklicherweiſe ſeine ſchreckliche Verbeugung nicht mehr anbringen.

* * *

Bent ging langſam nach ſeinem Zimmer und vollendete ſeine Arbeit, dann ſah er nach der Uhr und beſchloß, nachmittags noch ins Kolleg zu gehen. Einſtweilen warf er ſich auf das Sofa, ein von Frau Bitterlich mit Stolz gehütetes Prokruſtesbett, und verſuchte ſeine Gedanken zu ſammeln. Die Folge davon war, daß er in einen bleiernen Schlaf verſank, der mehrere Stunden währte; als er erwachte, war es dunkel im Zimmer. Er ſprang erſchrocken auf, machte ſich Vorwürfe über ſeine Zeitverſäumnis und beſchloß, da es zum Beſuche der Kollegien zu ſpät, ſeine Arbeit wenigſtens noch heute abzuliefern. Frau Bitterlich ſah ihn verwundert an und wollte ihm, nachdem er ſeine übliche Meldung gemacht, das warmgeſtellte Mittagsbrot um jeden Preis einnötigen, er dankte jedoch und trat auf die Straße. Die Laternen waren eben angezündet worden, ein feiner Regen ſprühte nieder, ſo unfühlbar, daß nur wenige der Vorübergehenden ihre Schirme aufgeſpannt hatten. Bent beſann ſich, daß ſein Maſchinenbauer am andern Ende der Stadt wohne, und ſchritt rüſtig vorwärts, zuerſt durch Straßen mit hell erleuchteten Läden, vor

denen die Menſchen ſtanden, dann durch ein Viertel, wo die Laternen nur ſchwach brannten, wo die breiten Trottoirs holperigem, vor Näſſe glänzendem Pflaſter gewichen waren. Öde Bauplätze wechſelten da mit eingezäunten, unfertigen Häuſern, oder mit hohen, kaſernenartigen Gebäuden. Hier und da ragte ein Schlot dunkel in die dunkle Nacht empor, das dumpfe, haſtige Keuchen der Maſchine tönte herüber; wenn das Tor aufging, fiel ein roter Flammenſtreifen bis auf die andere Seite der Straße. Die war faſt menſchenleer, zuweilen nur kam ein rußiger Arbeiter, der ſeinem mühevollen Nachtdienſte entgegenging, oder es rannte eine Frau vorüber, vielleicht verſpäteter Einkäufe halber, vielleicht um Medizin für ein krankes Kind zu ſchaffen. Bent ſah das gerne; ihm, dem Kinde der harten Arbeit, war dieſes Treiben ſympathiſch. Hier war der Ort, wo es galt, das von der Wiſſenſchaft Eroberte praktiſch zu verwerten und der ganzen Menſchheit dienſtbar zu machen. Hier war ein Syſtem — hier war nur Fortſchritt, kein Stillſtand, kein Müßiggang; hier galt das Sprichwort: Selbſt iſt der Mann; hier hieß es arbeiten oder untergehen. Auch ich bin eine Nummer in der großen Zahl, dachte Bent — er gefiel ſich in dieſem Gedanken.

Der Maſchinenbauer bewohnte ein abgelegenes Haus, welches von einem in der Entſtehung begriffenen Garten umgeben wurde. Er war ein hervorragend tüchtiger Mann, der von unten herauf gedient hatte und ſich ſeine Stellung ſelbſt verdankte. Sein einziger Fehler beſtand darin, daß er, als früherer Werkführer in einer großen

Fabrik, weder Gelegenheit, noch Zeit gefunden hatte, sich in höherer Mathematik fortzubilden, und nun, bei einzelnen schwierigen Fällen, von fremder Hilfe abhängig war. In dieser Angelegenheit ward ihm auf Befragen Bent als geeignete Persönlichkeit empfohlen. Bent hatte seitdem oft für ihn gearbeitet und sich seine Zufriedenheit in hohem Maße erworben. Der Maschinenbauer staunte über den hohen Grad von Auffassungsgabe, die Bent, selbst rein fachmäßigen Sachen gegenüber, bewies, ihm gefielen nicht minder die klaren Expositionen, die knappe Beweisführung; er nannte ihn scherzweise nur sein „technisches Bureau".

„Gut, daß Sie kommen", redete er ihn an, indem er ihm kräftig die Hand schüttelte. „Sind Sie mit unserer Berechnung fertig? Ja? Nun, das ist gut, jetzt wollen wir das Ding schon zustande bringen. Sie haben etwas auf sich warten lassen — war wohl kein leichtes Stück Arbeit, wie? Dachte mir's schon. Siemers und Gray haben vorgestern dasselbe Werk bekommen, es scheint aber auch damit zu hapern, denn heute beehrten mich die Herren vom Bureau und fragten, wie es mir denn eigentlich damit ginge? ‚Wird schon gehen', sagte ich. — Da standen sie denn eine Stunde um das Ding herum, wie die Ärzte an einem Krankenbett, und rechneten und machten lange Gesichter und empfahlen sich schließlich ... Aber kommen Sie doch herein, Sie müssen durchaus einen Löffel Suppe mit uns essen, meine Frau wird sich sehr freuen. He, Frau, wo steckst du? Ist das Abendbrot fertig?"

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Tür und eine etwas kränklich ausſehende Frau trat mit freundlichem Gruße ein. Ihr folgte eine Magd, welche die umfangreiche, dampfende Suppenſchüſſel trug; ſie verſchwand ſogleich wieder und kehrte mit einem Brotlaib und einem mächtigen Steinkruge ſchäumenden Bieres zurück. Als der Tiſch beſtellt war, erhob ſich ein etwa vierzehnjähriger Knabe von einem Reißbrett, über welchem er in einer Ecke des Zimmers geſeſſen hatte, und rief ſeinen Vater. Dieſer beſah die Zeichnung, einen ziemlich komplizierten Kegelſchnitt, und nickte beifällig.

„Sehen Sie, Herr Sörenſen," ſagte er, „das bringt die Mittelklaſſe der Gewerbeſchule doch noch nicht zuwege — na, es iſt gut, mein Junge — leg deine Sachen ordentlich zuſammen und komm zu Tiſche."

Das einfache Mahl wurde unter dem heiteren Geplauder der Kinder raſch verzehrt, dann wünſchten ſie den Eltern gute Nacht und reichten Bent die Hand, auch die Frau erhob ſich und folgte den Kindern.

Der Maſchinenbauer ſtopfte ſich eine Pfeife und bot Bent eine Zigarre an.

„Ich danke," ſagte dieſer, „ich rauche nie."

Der Wirt lachte.

„Mit der können Sie es immerhin verſuchen, ſie iſt nicht ſchwer. Oder rauchen Sie nicht aus Grundſatz?"

„Ich rauche ſehr gern," entgegnete Bent, „tue es aber nie; erſtens zieht es die Gedanken ab und zweitens iſt es zum Leben nicht unbedingt notwendig."

Sein Geſicht hatte, während er ſo ſprach, einen

ſtrengen, beinahe alten Ausdruck bekommen. Der Maſchinenbauer ſah ihn von der Seite an und trommelte nachdenklich mit den Fingern auf dem Tiſche.

„Hm," meinte er nach einer kleinen Pauſe, „nichts für ungut, Herr Sörenſen, aber was Sie da ſagen, gefällt mir nicht. Man kann in ſehr beſcheidener Lage ſein und doch ehrlich auskommen, ohne ſich jeden kleinen Genuß verſagen zu müſſen. Ich ſpreche gar nicht vom Rauchen, aber ich bin überzeugt, daß Sie in Ihrem Leben noch niemals einen friſchen, fröhlichen Spaziergang gemacht, oder einmal gute Muſik oder ein Theaterſtück gehört haben. Das ſtimmt nicht mit Ihrer Jugend und macht das Herz frühzeitig alt. Auch arbeiten Sie, glaube ich, zu viel; Sie ſehen, nehmen Sie mir's nicht übel, recht eingetrocknet aus. Jedenfalls nehmen Sie es mit Ihrer Stellung viel zu ernſt."

„Man kann nie zu viel arbeiten," entgegnete Bent kalt, „noch weniger kann ich es jemals mit meiner Stellung ernſt genug nehmen. Ich bin der älteſte Sohn einer armen, jedoch kinderreichen Predigerfamilie, mein Vater iſt alt und ich daher ſein natürlicher Vertreter. Jedes Zugeſtändnis, welches ich meinen eigenen Neigungen machte, jede Schwäche, die ich mir hingehen ließe, wäre Diebſtahl an den Meinigen. Ich hoffe, daß Sie mir darin recht geben werden. Außerdem habe ich nur noch zwei Semeſter bis zum Staatsexamen und dann iſt ja mein Ziel erreicht."

Der Maſchinenbauer zog an ſeiner Pfeife, daß ſie dichte Rauchwolken ausſtieß.

„Es ist ja keine Frage," sagte er, „daß Sie das Examen bestehen werden wie kein zweiter, allein wie Sie dadurch einem bestimmten Ziele näher kommen, verstehe ich nicht. Haben Sie denn bereits irgend eine feste Aussicht?"

„Ja", sagte Bent widerstrebend. „Der Patron meines Vaters will sich unser erbarmen und hat mir nach bestandenem Examen eine Stelle als Vermesser zugesagt. Wenn ich die einmal habe, ist für die Meinigen gesorgt und die Not zu Ende. Nun wissen Sie alles."

Es lag große Bitterkeit in Bents Stimme. Er erhob sich und wollte gehen.

„Halt, nicht so, Herr Sörensen!" rief der Maschinenbauer, indem er seinerseits aufstand. „Ich sehe wohl, daß meine Neugier und die Lehre, welche ich Ihnen zu geben dachte, Sie verletzt haben, ich will aber kein ehrlicher Kerl sein, wenn ich es nicht gut mit Ihnen gemeint. Ich weiß, daß Sie arm sind und sich kümmerlich behelfen müssen, und deswegen hätte ich, wenn Sie mir nun eben nicht gesagt, daß bereits eine Stelle Ihrer warte, Ihnen vorgeschlagen, bis zum Examen bei uns zu wohnen, bei uns zu essen und nach der Prüfung ganz hier zu bleiben, um den technischen Teil meines Geschäftes zu übernehmen. Sehen Sie, das wollte ich nicht aus eigennütziger Absicht tun, sondern deswegen, weil ich Sie liebgewonnen habe und weiß, daß Sie ein ganzer Mann sind, trotz Ihrer großen Jugend. Wollte Gott, daß alle jungen Leute so wären wie Sie. Sehen Sie, das sagte ich mir, und sage es nun, da aus der Sache nichts mehr werden kann, erst recht. Wie ich aber über

Sie denke, wiſſen Sie jetzt — und von mir können Sie ſich das ruhig gefallen laſſen."

Er hatte ſich ordentlich in Eifer geredet. Bent war durch ſein treuherziges Anerbieten gerührt und dankte ihm mit warmen Worten, dann aber entſchuldigte er ſich, daß er aufbrechen müſſe, es ſei ſchon ſpät. Der Maſchinenbauer begleitete ihn mit einem Lichte bis vor das Gartentor.

„Wir bleiben alſo gute Freunde!" rief er noch einmal.

„Solange Sie wollen", antwortete Bent. „Und glauben Sie, daß Ihre freundliche Anteilnahme mir das Herz warm gemacht hat."

Draußen regnete es nicht mehr, die Nacht war mild und dunkel, die Uhren ſchlugen tief und hell von allen Türmen. Bent eilte raſch nach Hauſe, ſeine Bruſt war voller Freude, das Lob des tüchtigen Mannes hatte ihm wohlgetan und ihn vor ſich ſelbſt erhöht. Es kam ihm vor, als ſei heute der glücklichſte Tag ſeines Lebens, als ſei er plötzlich aus großer Dunkelheit erwacht ...

„Erwacht", ſprach er mechaniſch, „erwacht — und noch dazu kommt bald der Frühling." — Er blieb ſtehen und legte die Hand an die Stirn. Er ſah ſich auf den naſſen Dächern, unter ihm waren Welt und Tod, vor ihm aber ſtand ein junges Mädchen, deren Haar im Frühlingsſturm wehte und die zu ihm redete mit dunklen, errettenden Worten ...

Er neigte den Kopf und ging in Gedanken tief weiter.

„‚Gute Beſſerung' ſagte ſie mir," murmelte er leiſe, „gute Beſſerung, wie man's einem Kranken wünſcht; ich

glaube faſt, ſie hat recht, ich muß wohl krank geweſen ſein, lange Jahre hindurch krank. Was ſie damit wohl ſagen wollte? Gleichviel, ſie ſagte ‚Gute Beſſerung‘ und ich glaube, ich bin ſchon ein beſſerer, glücklicherer Menſch geworden.“

Dann ſtieg ihm ein Gedanke heiß zu Kopf. Wie war ſein Benehmen ſo blöde und ungeſchickt geweſen! Sie hatte ihm das Leben gerettet und er hatte ſie nur angeſtarrt und ihr nicht einmal gedankt! Er preßte die Fäuſte zuſammen und ſtürmte vorwärts, als wolle er dem quälenden Gedanken entfliehen; die Empfindung, für lächerlich und undankbar gelten zu ſollen, war ihm unerträglich. Er beſchloß, einen langen Brief zu ſchreiben, oder baldmöglichſt hinzugehen, um Verzeihung zu erbitten — was ſollte ſie aber trotzdem von ihm denken? Eine Weile noch rannte er in großer Aufregung weiter, dann hätte er faſt einen Luftſprung getan. „Das wird's ſein,“ ſagte er befriedigt, „das iſt es ſogar.“ Er ſetzte heiter und ſtill vor ſich hinlächelnd ſeinen Weg fort. Bent Sörenſen hatte offenbar einen guten Gedanken.

Indeſſen blieb das Fabrikviertel hinter ihm, die Laternen vermehrten ſich und einzelne Wagen raſſelten vorüber. In den Hauptſtraßen waren noch viele Menſchen, Bent freute ſich, einmal zwecklos unter ihnen herumgehen zu können, auch blieb er vor jedem Laden ſtehen und ſah neugierig in die lichtſtrahlenden Schaufenſter. Vor einem der letzteren ſammelten ſich die Vorübergehenden ganz beſonders, es war größer und heller als die anderen und ſchien einem neuerrichteten

Geschäfte anzugehören. Sogar eine Equipage hielt davor, der Kutscher im weißen Regenmantel saß unbeweglich, die Peitsche in die Hüfte gestemmt, der Diener stand wartend am Wagenschlag. Unter die Schaulustigen gesellte sich auch Bent, er wollte die ausgestellten Dinge betrachten, welche sehr schön und lockend, fast nach einem gewissen System geordnet schienen. Da lagen herrliche Dinge, viele Früchte, die er nicht kannte und die ihn der symmetrischen Zusammenstellung halber besonders interessierten, ferner Terrinen mit langschnäbeligen Schnepfenköpfen darauf, dann mächtige, schwarzgrüne Vögel mit einer Schußwunde in der Brust, außerdem weiße Schachteln mit Silberdeckeln, Eingemachtes und Bonbons enthaltend. Bent wollte sich eben abwenden, als er in der obersten Reihe auch Blumen bemerkte, mattweiße Dinger in Spitzenpapier gehüllt, daneben aber einen frischen, blauen Veilchenstrauß. Er kehrte sofort um und blieb vor dem Fenster stehen, mit den acht Talern, die er soeben erhalten, verstohlen in der Tasche klimpernd. Das wäre sehr gut, dachte er — du bist ja gerade reich und außerdem hat sie etwas von Veilchen gesagt ...

Er trat entschlossen in den Laden. Es waren viele Menschen darin und er mußte ziemlich lange warten, ehe ihn eine korpulente, sehr geschäftig aussehende Frau anredete.

„Was beliebt, mein Herr?"

„Ich wünsche einen Veilchenstrauß zu kaufen", antwortete Bent, indem er sich bemühte, seiner Stimme einen möglichst nachlässigen Ausdruck zu geben.

„Hier, mein Herr — wollen Sie die Güte haben?"

Sie deutete auf ein hölzernes Regal, wo ein wahres Gebirge von Sträußen aufgespeichert lag.

Bent überflog die Situation mit forschendem Blick. Er nahm den kleinsten, den er entdecken konnte, und frug gleichgültig nach dem Preise.

„Anderthalb Taler, mein Herr, wenn's gefällig ist."

Bent erschrak tödlich. Das war ja beinahe der vierte Teil seines Reichtums, und der war bereits so schön und sorglich eingeteilt! Zwei Taler für Kost, vier für die Wohnung, einer für Wäsche ...

Um sich einen Halt zu geben, prüfte er sorgfältig den feinen Duft der Blumen.

„Wie kommt es, daß die Veilchen so teuer sind?" frug er endlich.

„Weil es noch nicht Frühling ist", entgegnete die Verkäuferin ungeduldig, indem sie mit den Augen bereits an einer anderen Stelle des Ladens war, wo ein neuer Kunde ihrer harrte.

„So?" sagte Bent verwundert. „Ich glaubte, es wäre schon Frühling."

Ein junges Mädchen, das in Begleitung einer älteren Dame und eines ebenfalls bejahrten, aber gut konservierten Herrn am Verkaufstische stand, wandte sich hastig um.

Bent bezahlte seine Blumen und verließ den Laden. Draußen angelangt, stellte er sich noch auf einen Augenblick vors Schaufenster und überlegte, welches wohl der Preis der übrigen Dinge sein möge, wenn ein bescheidenes

Veilchenbukett allein eine ſo koloſſale Summe koſte; er wollte eben kopfſchüttelnd gehen, als er ganz an der äußerſten Grenze des Schaufenſters ein kleines, notdürftig gekleidetes Mädchen bemerkte, welches, die Arme ins zerriſſene Schürzchen gewickelt, fröſtelnd daſtand. Sie hatte ſich dicht an die lichthellen Scheiben gedrückt, indeſſen große Tränen über ihr mageres Geſicht rannen.

Bent hatte bisher fremdes Elend ſelten beachtet, heute aber fühlte er ſich ſofort von Mitleid ergriffen und trat wie unabſichtlich an des Kindes Seite.

„Was fehlt dir, Kleine?“ frug er ſanft.

Das Kind hob den Kopf empor und ſah ihn groß an. Ihre Augen blieben dabei auf dem Veilchenſtrauß haften, als wollten ſie ſagen: Ja, du haſt gut reden, du haſt ſogar Geld, um dir Blumen kaufen zu können ...

Bent wurde verlegen, weil er fürchtete, daß die Dabeiſtehenden aufmerkſam werden möchten; er beugte ſich nieder und ſagte faſt zärtlich:

„Sprich doch, Kind, was fehlt dir?“

Die Kleine begann heftiger zu weinen.

„Mich hungert ſo“, flüſterte ſie endlich kaum hörbar.

Bent hielt das Geld, welches man ihm herausgegeben hatte, noch in der Hand; jetzt gab er es raſch dem Kinde und ſagte:

„Da, nimm, und gib deiner Mutter auch etwas“, dann verſuchte er, ſich davonzumachen.

Die Kleine hatte jedoch kaum das Silbergeld geſehen, als ſie ihm nachlief und ihm durchaus die Hand küſſen wollte. Bent konnte ſich ihrer kaum erwehren, er wurde

blutrot, weil mehrere der Vorübergehenden ihn teils mit erſtaunten, teils mit beifälligen Blicken betrachteten.

Die Equipage mit den hohen braunen Pferden war unterdeſſen am Laden vorgefahren, der Diener reichte mehrere Pakete herein und blieb dann mit dem Hute in der Hand daneben ſtehen. Die Pferde ſcharrten ungeduldig auf dem Pflaſter, wurden aber feſt zurückgehalten. In dem geöffneten Schlage ſtand eine junge Dame und ſah Bent unverwandt mit eigentümlichem Ausdruck an.

„Worauf warteſt du, Giacinta?“ rief eine Frauenſtimme aus dem Wagen.

Die Tür war zugefallen, der Diener ſprang auf den Bock und die Pferde ſtürmten in die Nacht hinaus. Bent ſah beim Schein der Wagenlaternen ein blaſſes Geſicht mit großen dunklen Augen, das ſich ihm haſtig noch einmal zuwandte.

Er blieb ſtehen, wie vom Blitz getroffen, nur ſeine Lippen bewegten ſich leiſe: Giacinta ... Giacinta ...

Bent ging am anderen Tage wie gewöhnlich ins Kolleg. Während der Frühſtückspauſe erkundigte er ſich bei einem Kommilitonen, welcher häufig äſthetiſche Tees beſuchte und bei den Profeſſorenfrauen Hahn im Korbe war, welche Zeit für die ſchicklichſte gelte, um Viſiten zu machen. Der Angeredete glaubte nicht recht gehört zu haben, ſah Bent lachend von Kopf bis zu Fuß an und gab dann den gewünſchten Beſcheid: Elf bis eins für zeremonielle, drei bis fünf für zwangloſere Beſuche. Unaufgefordert belehrte er Bent, daß dieſe den erſteren

überhaupt, vornehmlich aber da vorzuziehen wären, wo es hübsche Töchter und guten Nachmittagskaffee gäbe. Sollte Bent aber gesonnen sein, dem Kultusminister eine Aufwartung zu machen, so müsse er ihm dringend raten, die Zeit von elf bis eins zu wählen, fernerhin Frack und weiße Krawatte anzulegen, das Ordensband über der Weste.

Bent dankte höflich, stand aber um punkt elf Uhr auf und verließ den Hörsaal. Zu Hause angekommen, holte er seinen schwarzen Rock hervor und betrachtete ihn nachdenklich; das gute alte Stück war ursprünglich für seinen Vater verfertigt worden, stand aber auch dem Sohne noch recht stattlich. Seine Toilette vervollkommnete er durch ein Paar Handschuhe, welche erst vor kurzem in voller Frische aus Frau Bitterlichs Wäsche gekommen waren, ergriff dann den Veilchenstrauß und begab sich klopfenden Herzens nach dem Nebenhause. Als er die schwere Tür aufstieß, erschien an einem zu ebener Erde angebrachten Fenster der höchst unordentlich frisierte Kopf eines Weibes, welches ihn mit Blicken musterte, wie man sie zuweilen bei Gendarmen bemerkt, wenn diese die Papiere eines verdächtigen Individuums prüfen. Das schon machte Bent verwirrt, er kam aber glücklich vorüber und ins erste Stockwerk. Es war zu vermieten, wie er aus einer daselbst befindlichen Anzeige ersah. Im zweiten Stock wohnte links ein Börsenagent, an der Entree rechts fehlte jede Andeutung, er faßte sich daher ein Herz und zog die Klingel. Ein Dienstmädchen, eine Tellerpyramide tragend, öffnete und frug nach

ſeinem Begehr — er ſtand wie erſtarrt. An dieſes Hindernis hatte er noch gar nicht gedacht, er wußte ja nicht einmal, nach wem er fragen, bei wem er ſich melden laſſen ſollte! Konnte er denn überhaupt eine junge Dame beſuchen, ohne deren Angehörige zu kennen? Er wurde blutrot und ſtammelte Unzuſammenhängendes, die Magd wiederholte ihre Frage und warf mit einem Schimpfworte die Türe zu. Es blieb nichts übrig, als den Rückzug anzutreten. Traurig ſchlich er die Treppen herunter, er kam ſich unendlich beſchämt und unglücklich vor. Nun war ja alles umſonſt, der teure Veilchenſtrauß ſollte nutzlos verwelken, ſein Dank unerhört bleiben — das ſchien ihm unerträglich hart. Er ſetzte ſich hin und hatte gute Luſt zu weinen; plötzlich ſprang er auf, ſo heftig, daß der unglückliche, ohnedem ſchon morſche Stuhl krachend zu Boden fiel, und ſtürzte hinüber zu Frau Bitterlich.

„Ich bedarf noch eines Buches aus meiner Kiſte," log er mit ziemlicher Gelaſſenheit. „Dürfte ich Sie noch einmal um den Bodenſchlüſſel bemühen?"

„Hier, Herr Sörenſen," antwortete die Frau, indem ſie ſich eilfertig die ewig naſſen Hände abtrocknete, „hier iſt er. Warum kommen Sie denn eigentlich heute ſo früh aus dem Kolleg?"

„Weil ich Beſſeres zu tun habe", ſagte Bent würdevoll, dann empfahl er ſich ruhig wie immer; kaum draußen angelangt, ſtürmte er die Treppe hinauf. Beim Aufſchließen des Bodens zitterten ſeine Hände derart, daß er ſich gewaltſam zuſammennehmen mußte; er atmete

ein paarmal tief, trat an die Holztür und drückte haſtig den Riegel — Gott ſei Dank, ſein Hoffen war erfüllt. Bei dem entſtehenden Geräuſch wandte Giacinta haſtig den Kopf, ihre Brauen zogen ſich unwillig zuſammen, als ſie aber Bent bemerkte, der mit ſeinem Strauße und dem glückſeligſten Geſichte der Welt daſtand, lächelte ſie und ſchloß das Buch, darin ſie geblättert. Bent war heute etwas ſicherer, er trat auf das flache Dach hinüber, indem er im Kopfe noch raſch einmal die ſorgſam einſtudierten Worte überſchlug, dann grüßte er und begann todesmutig:

„Geſtatten Sie mir, mein Fräulein, mich nach Ihrem werten Befinden zu erkundigen und Ihnen nochmals meinen aufrichtigſten Dank für das Gute auszuſprechen, welches Sie geſtern an mir getan haben. Erlauben Sie ferner, daß ich Ihnen als Beweis meiner tiefgefühlteſten Dankbarkeit einige von den Blumen überreiche, welche die Ehre haben, von Ihnen bevorzugt zu werden, und genehmigen Sie außerdem ...“

Sie unterbrach ihn durch eine barmherzige Bewegung.

„Geben Sie,“ ſagte ſie einfach, „ſo — und nun hören Sie mich an. Ich nehme Ihre Blumen nicht, um Sie in dem Glauben zu beſtärken, daß Sie irgendwie gegen mich verpflichtet ſeien — davon iſt keine Rede. Ich nehme ſie aber an, weil ſie mich ſtets an eine gute Tat erinnern werden, deren Zeuge ich geſtern war. Sie, mein Herr, hatten ſich, um mir Freude zu machen, ein großes Opfer auferlegt, dennoch zögerten Sie keinen Augenblick, ein fremdes Elend zu lindern. Sie legten

heimlich Ihre Gabe in die Hand des armen kleinen Kindes und flohen dann die Blicke der Leute — ſehen Sie, das war gut, das war ſchön und darum nehme ich Ihre Blumen und danke Ihnen dafür von ganzem Herzen."

Ihre Stimme bebte, ſie reichte Bent lebhaft die Hand — er fühlte einen leiſen Druck der ſchlanken Finger, vor ſeine Augen kam es wie Nebel. „Giacinta," ſprach er kaum hörbar vor ſich hin — „Giacinta."

Ihre feinen Züge röteten ſich unmerklich.

„Sie wiſſen alſo meinen Namen," ſagte ſie lächelnd, „nun gut, er iſt ja auch kein Geheimnis. Aber nun noch eins. Bieten Sie mir nie wieder etwas an, begehen Sie nie wieder eine ähnliche Torheit für mich. Unter dieſer Bedingung wollen wir gute Freunde bleiben. Haben Sie mich verſtanden?"

Bent machte ein bekümmertes Geſicht.

„Sie ſind ſo gut zu mir," ſtammelte er, „aber dies eine Mal erlauben Sie mir noch ... ich war noch nicht ganz fertig, es war noch nicht alles ..."

Er griff in die Bruſttaſche und brachte ein ziemlich umfangreiches Papierheft hervor.

„Bitte, nehmen Sie," ſagte er ſchüchtern, „es macht mir ſo viel Freude!"

„O wie hübſch!" rief das junge Mädchen fröhlich, „es ſind gewiß Gedichte, nicht wahr?"

„Gedichte? O nein", verſetzte Bent gekränkt. „Dieſes iſt denn doch etwas Beſſeres, es hat einen nicht unerheblichen praktiſchen Wert ..."

Sie öffnete das Heft, ſah natürlich nach der letzten

Seite und machte ein etwas verwundertes Geſicht. Auf dem Titelblatte ſtand: „Unterſuchung über Hyperbeln höherer Art (Hyperboloiden). Seiner Lebensretterin in dankbarer Verehrung gewidmet von Bent Sörenſen, Studioſus.“

Sie ſah ihn beinahe erſchrocken an.

„Mein Gott, was iſt das,“ ſagte ſie endlich, „was ſoll das heißen ... Hyper ... boloiden?“

Bent ſammelte ſich einen Augenblick und begann mit großer Genugtuung:

„Hyperboloiden oder Hyperbeln höherer Art ſind krumme Linien, worin die große Achſe zum Parameter ſich verhält wie das Produkt aus einer beliebigen Dignität der Summe der Zwergachſe und Abſziſſe in eine beliebige Dignität der Abſziſſe zu der Semiordinate in der Dignität, deren Exponent der Summe jener anderen Exponenten gleich iſt. Es gibt auch kubiſche, biquadratiſche, hyperboliſche Hyperboloide ...“

Es war reizend von ihr, daß ſie nicht hell auflachte, wozu ſie die größte Luſt hatte.

„Das iſt gewiß wunderſchön, Herr Bent Sörenſen — nun weiß ich doch auch Ihren Namen — aber ich verſtehe vorläufig kein Wort davon, Sie müſſen mir es einmal bei Gelegenheit erklären. Einſtweilen danke ich Ihnen ſehr dafür. Nun will ich Ihnen aber etwas ſagen: es iſt nicht ſchicklich, daß wir zuſammen auf den Dächern ſpazieren, die Nachbarn könnten darüber reden. Gehen Sie jetzt hübſch ruhig die Treppe hinunter und beſuchen Sie uns heut' nachmittag auf dem landesüblichen Wege,

ich werde einſtweilen die Tante benachrichtigen. Wir wohnen im dritten Stockwerk."

Über Bents Antlitz flog ein Leuchten. Sie wohnte alſo nur eine Treppe tiefer als er, es lag keine zu unausfüllbare Kluft zwiſchen ihnen! Er hätte aufjubeln mögen vor Glück. Wie aber paßte der geſtrige Abend dazu, an welchem ihm Giacinta vorbeigegangen war wie eine Erſcheinung aus der Welt des Glanzes, die ihm ſo fremd war und die er ſo fürchtete?

Das junge Mädchen erriet ſeinen Ideengang.

„Wir ſind nicht reich", ſagte ſie mit wehmütigem Lächeln. „Was den Wagen anbetraf, in dem Sie mich geſtern ſahen, ſo gehört er einer hieſigen angeſehenen Perſönlichkeit, an welche wir Empfehlungsbriefe hatten. Er iſt ein Freund der Tante, glaub' ich," fügte ſie mit ſeltſam zitternder Stimme hinzu, „und protegiert uns; Sie werden alles dieſes ſpäter einmal genauer erfahren ... und nun noch eins. Meine gute Tante hat ein etwas eigentümliches Weſen, ſie iſt entſetzlich aufrichtig und pflegt zuweilen ihre geheimſten Gedanken recht deutlich auszuſprechen. Wenn ſie nicht ganz höflich zu Ihnen ſein ſollte, ſo nehmen Sie es ihr nicht übel, um meinetwillen, nicht wahr? Sie liebt mich ganz ſchrecklich," ſetzte ſie mit trübem Lächeln hinzu, „und findet, daß eigentlich nur ein Prinz oder irgend ein anderes fabelhaftes Weſen meiner Bekanntſchaft würdig wäre. So, nun wiſſen Sie, was Ihnen bevorſteht — wenn Sie Mut haben, ſo kommen Sie zu uns herüber, ich werde Sie erwarten."

Sie grüßte freundlich und wandte ſich zum Gehen. Bent bemerkte, daß ſie ihr Buch vergeſſen habe, er nahm es auf und gab es halb aufgeſchlagen hin; dabei ſah er, daß es Verſe enthielt.

„Sie lieben Gedichte?“ frug er ganz verwundert — ihm ſchien es aufzudämmern, daß er möglicherweiſe mit ſeiner Widmung der „Unterſuchung über Hyperbeln höherer Art“ zu verſchwenderiſch geweſen.

Das junge Mädchen lächelte.

„Ich liebe Gedichte ſo ſehr,“ entgegnete ſie, „daß ich mich auf das Dach verbanne, um mich ihrem Zauber ganz ungeſtört hingeben zu können. Ach, die deutſchen Lieder ſind ſo ſchön! Ich habe gehört, daß in Deutſchland jeder junge Mann Gedichte ſchriebe — haben Sie es noch nie verſucht?“

„Nein,“ verſetzte Bent wegwerfend, „denn Gedichte haben nicht den geringſten Nutzen, es ſind müßig erſonnene Reimereien, die durchweg jeder praktiſchen Bedeutung ermangeln.“

Sie ſah halb traurig auf ihn herab.

„Müßige Reimereien“, ſprach ſie, „ſind es nicht, denn ein fröhliches Herz fand noch niemals ein großes Lied. Alle Gedichte ſind auch nicht erſonnen, die ſchönſten und beſten wurden wohl immer erlebt. Poeſie iſt tiefer Schmerz, iſt Liebe zu Gott, ihr fällt es zu, zur Menſchheit zu reden, um ſie größer und beſſer zu machen, was uns allen ſehr not tut — und darum meine ich, daß man ihr Achtung ſchuldig iſt, wenn man das Unglück hat, ſie nicht lieben zu können.“

Bent war durch die hübſche Art der Zurechtweiſung ſehr beſchämt.

„Wenn Sie glauben, daß das Verſemachen einen Nutzen hat,“ platzte er heraus, „will ich es auch einmal verſuchen. Schwer kann es unmöglich ſein, da es bereits ſo vielen gelungen iſt.“

Sie lächelte nur und neigte grüßend den Kopf. Bent ging wie traumbefangen auf ſein Zimmer, ſchloß es ab und drückte die Stirn an die Scheiben. So ſtand er wohl eine Stunde; draußen war die Luft grau und der Regen rieſelte nieder, die Leute ſahen mit ihren Schirmen wie wandernde Pilze aus, auf den geſchwollenen Goſſen ließen Straßenkinder kleine Schiffe ſchwimmen. Er öffnete vorſichtig das Fenſter, ein ganz warmer Luftſtrom kam ihm entgegen. „Südwind“, ſprach er halblaut, dann ſtieß er die Flügel vollends auf, ſetzte ſich an ſeinen Schreibtiſch und beſchloß, gleich heute ein ſchönes Gedicht anzufertigen. Als Form wählte er die Ode, weil Knappheit und Strenge doch einigermaßen zurechte dabei kamen, dann nahm er einen ſtaubigen Horaz, den er in einer Ecke ſeines Büchergeſtells entdeckt hatte, und begann ſich als Vorbild auszuſchreiben:

„Integer vitae, scelerisque purus . . .“

„So,“ ſagte er, „jetzt hätten wir die Formel, das iſt die Hauptſache, der Reſt wird ſich ſchon finden.“ Er blieb einige Minuten über das Papier gebeugt, dann erhob er den Kopf mit einer unendlich erſtaunten Miene, er hatte die wichtige Entdeckung gemacht, daß die Form an und für ſich, ohne irgend einen kleinen Gedanken,

eigentlich nichts sei. Bestürzt las er das Gedicht noch einmal durch und verweilte besonders nachdenklich bei der letzten Strophe:

„Pone sub curru nimium propinqui
Solis in terra domibus negata:
Dulce ridentem Lalagen amabo,
Dulce loquentem —“

Das einzige, was er fand, war, daß Lalage lange nicht so hübsch laute wie Giacinta. Er begann darauf das Papier mit einer großen Anzahl kunstreich verschlungener G zu bedecken, dann hielt er plötzlich inne. „Mit der Ode“, sprach er vor sich hin, „ist es nichts, die Form ist auch vielleicht zu altmodisch, ich muß ein Metrum nehmen, welches mir vertrauter ist, welches mehr Fall hat.“ Er überschlug im Geiste die Gedichte, die er in seiner Kinderzeit hatte lernen müssen, fand aber lange nichts Passendes. Endlich belebten sich seine Züge, er nahm hastig die Feder und schrieb:

„Lenore fuhr ums Morgenrot
Empor aus schweren Träumen“

„Das ist's,“ rief er halblaut, „darin liegt eine schöne Regelmäßigkeit, fast eine gewisse Kongruenz der Strophen.“... Er begann sein Hirn mit frischem Mute zu zermartern, trotz der gepriesenen Kongruenz war es ihm jedoch nicht möglich, eine vernünftige Zeile, einen einzigen armen Reim zusammenzuhaspeln. Allmählich schien der Gedanke in ihm aufzudämmern, daß es mit der Dichtkunst einen besondern Haken haben müsse. Er stützte den Kopf in die Hand und verfiel in tiefes Nach-

denken, ein paar Worte kamen ihm in den Sinn, die Giacinta geſprochen: ein fröhliches Herz fand niemals ein großes Lied. „Das iſt es," rief er aufſpringend, „ich kann nicht dichten, weil mein Herz zu voll, zu glücklich iſt, weil ich dich wiederſehen ſoll, Giacinta, heute noch, jetzt gleich ..."

Ein heftiger Windſtoß kam durchs offene Fenſter, in den Gaſſen begann es dunkel zu werden. Er blickte noch einige Minuten in die Dämmerung, dann begab er ſich langſam nach dem Nebenhauſe. Im zweiten Stocke traf er das Dienſtmädchen, welches ihn ſo hart angelaſſen hatte, ſie kauerte am Boden und wuſch mit feuerroten Armen die Treppe.

„Entſchuldigen Sie, daß ich Sie vorhin unnütz bemüht," ſagte Bent ſanft, „ich hatte mich in der Etage geirrt."

Das Mädchen, dem man wohl ſelten freundlich war, betrachtete ihn verwundert. Er überſchritt vorſichtig die naſſen Stufen und kam an eine hohe Glastür; auf einer Viſitenkarte, die unter dem Glockenzuge angebracht war, ſtand: Signora Galieri, Vicolo Giuliano 55.

Als er die Klingel zog, antwortete das gellende Gekläff eines kleinen Hundes, dann öffnete Giacinta raſch die Tür und bat ihn einzutreten.

„Ich habe die Tante auf Ihren Beſuch vorbereitet," ſagte ſie, „meine liebe Zia iſt heute ſehr guter Laune." Dieſe Worte ſprach ſie ziemlich laut, und den Kopf nach dem Zimmer gewendet: „Nun folgen Sie mir."

Sie öffnete die Tür eines einfachen kleinen Eßſaals,

ſchlug einen Vorhang zurück und führte den Beſucher in einen merkwürdig großen Raum, darin halbe Dämmerung herrſchte. In der entlegenſten Ecke des Zimmers befand ſich eine Hängematte, ſie umſchloß eine höchſt ſtattliche, hochfriſierte Dame von etwa vierzig Jahren, neben dieſer ſtand ein Tiſchchen mit Nippſachen und einem Teller voll Orangen, darüber wiegte ſich in ſeinem vergoldeten Ringe ein ſchöner, buntgefiederter Papagei.

Die Dame richtete ſich auf.

„Hier, Zia," ſagte das junge Mädchen fröhlich, „bringe ich dir Herrn ... Herrn ... Bent fängt ſein Name an, ſo viel habe ich mir glücklich behalten. Er will dir ſeine Aufwartung machen und ich finde es ſehr hübſch von ihm, daß er trotz des ſchrecklichen Wetters zu uns gekommen iſt."

Bent hatte während dieſer einführenden Worte Gelegenheit gefunden, zweimal ſeine Verbeugung anzubringen, und ſtand jetzt unter dem Blicke, den er auf ſich geheftet fühlte, etwas verlegen da.

Die Zia hatte bald ihr Examen beendet.

„Ma che!" ſagte ſie zu Giacinta achſelzuckend und mit unendlich mitleidiger Stimme, „che poveretto!"

Sie legte ſich ungeniert in ihre Matte zurück und begann, indem ſie Deutſch und Italieniſch auf das erbarmungsloſeſte durcheinander miſchte, eine Unterhaltung über das ſchlechte Wetter, über den troſtloſen Aufenthalt im Norden überhaupt, wo man die Sonne gar nicht ſähe und die Leute ſo wenig gentilezza beſäßen.

Dieſes Thema ſchien der würdigen Dame ſehr geläufig zu ſein; um die von ihr angeführten zahlreichen Schattenſeiten noch kräftiger hervorzuheben, begann ſie plötzlich von Italia bella zu ſprechen. Ihre Augen leuchteten, die deutſchen Worte wurden immer ſeltener, endlich floſſen ganze Sätze in der Toskanerſprache dahin. Giacinta hatte eine Arbeit zur Hand genommen und Bent ſaß lauſchend da, zuweilen hob er die Augen auf und ſah vor ſich das ſüße Köpfchen mit den dunklen Brauen und dem ſinnigen, feinen Profil, in ſeinem Ohre ſchwammen weiche, unverſtändliche Laute, dazwiſchen kamen zuweilen deutſche Worte in ſeltſamer Betonung, blühendes Land, blaues Waſſer, Sonnenſchein, Glück und ewige Jugend. Es war ganz dunkel und ſtill im Zimmer, nur an die Scheiben rauſchte der Frühlingsregen ...

Madame Galieri brach plötzlich ab.

„Davon verſtehen Sie ja doch nichts", ſagte ſie verächtlich. Sie warf ſich auf die andere Seite, ſchälte eine Orange und ſteckte Bent ohne weiteres ein Stück in den Mund; dann ſeufzte ſie ein paarmal, klagte, daß in Deutſchland alles langweilig ſei, und verlangte endlich ein Spiel Karten, um Patience zu legen. Giacinta ſprang ſchnell auf, zündete ein Licht an, das auf einem kleinen Tiſche harrte, und rückte dann näher zu Bent.

„Kommen Sie," ſagte ſie lächelnd, „nun können auch wir einmal plaudern; die Zia iſt fürs erſte ganz in ihre Karten, die ihr niemals nach Wunſch einſchlagen, verſenkt. Vor allen Dingen müſſen Sie mir jetzt von Ihrer Jugend erzählen, von Ihrem Vaterhauſe und Ihrer nor-

diſchen Heimat; ich höre ſo gern", fügte ſie wehmütig ſcherzend hinzu, „von Kinderglück und Heimat reden."

Bent gehorchte. Er ſprach von Jütland, dem ſtillen, melancholiſchen Lande mit ſeinen Buchenwäldern und kühlen blauen Fjorden, ſeinen endloſen Heiden, über denen im Frühjahr die Lerche ſingt und im Herbſt die Sommerfäden ziehen, dann von den Hünengräbern, auf denen oft eine einſame Buche ſteht, die knorrigen Äſte trotzig niederzwingend auf den Hügel, von den Mooren, die kein Fuß je betrat, und die ſo ſchwarz und todſtill liegen, daß man ſich fürchten möchte, über denen kein Laut iſt, als das Schwirren des Kiebitzes oder des Regenpfeifers klagender Schrei. Er erzählte von den dämmerigen, kurzen Tagen, den endloſen Winternächten, von den Novemberſtürmen, die durch das Land brauſen und den Schnee berghoch zuſammentreiben, daß Wege und Dörfer verweht und die Bewohner oft wochenlang von menſchlichem Verkehr abgeſchnitten ſind ... ſie lieben ihr Vaterland um ſo feſter, dieſe ſchwerfälligen, ſchweigſamen Jüten mit den flachsblonden Köpfen und den rieſigen, von Arbeit verbogenen Gliedmaßen, ſie lieben es mit einer Art finſterer Treue, ſie treiben hin ein Leben ohne Abwechſlung, ohne Klang und ohne Freude, eingeſpannt in den Schraubſtock ſtumpfer Pflichterfüllung, den Nacken krumm vor Gott und dem Amtmanne. So war es auch auf dem armen Pfarrdorfe an der Weſtküſte, die Jahre floſſen dahin in Einſamkeit und ſtreng geregeltem Tagewerke, da war keine Anregung, keine

geiſtige Erholung; die einzigen Bücher, welche die Kinder in den ſeltenen Mußeſtunden leſen durften, beſtanden aus ein paar Erbauungsſchriften und dem Staatskalender. Es war kein freundliches Bild, welches Bent malte — nirgends war eine lichte Jugenderinnerung, ein Anklang von Glück, überall nur Einförmigkeit, Härte, raſtloſe Arbeit. Und ſelbſt die Natur hatte keine mildernde Wirkung ausüben können, ſie war karg und ſtreng wie alles dort oben.

„Ich habe einmal", ſagte Bent, „von einem Paſtorate in Deutſchland gehört, welches ganz von Linden umgeben ſein ſoll. Das muß wunderſchön ſein, wir haben nie eine Linde gehabt."

Er erzählte weiter, mit ſo ruhiger Stimme, als ob er mit allem einverſtanden wäre, dennoch lag in ſeinen Worten ganz unabſichtlich Entſagung und tiefe Reſignation. Seine Geſchichte verlief auch bald im Sande, er wußte nichts weiter zu ſagen und ſah ſchüchtern zu Giacinta auf, ob er ſie auch nicht gelangweilt habe. Das ſchien aber nicht der Fall geweſen zu ſein, ſie hatte den Kopf auf ihre gefalteten Hände gelegt und ſah ihn nachdenklich an; die Signora wendete zuweilen mit einem halblauten Ausrufe ihre Karten, und der Papagei wiegte ſich ſchlaftrunken in ſeinem Ringe.

„Ihr Leben war nicht froh," ſagte ſie endlich, „das meine noch weniger. Ich habe meine Mutter nie gekannt; mein Vater war ein hoher Offizier und fiel für ſeinen König. Ich hatte niemand auf der Welt als die Zia, welche einſt eine ſehr berühmte Sängerin war. Sie

nahm ſich meiner an, und nun werde auch ich bald ſingen, um meinen Lebensunterhalt zu erwerben."

Sie hatte die Worte müde und gleichgültig hingeworfen, als ſpräche ſie von einer Fremden, Bent aber fühlte ſich aufs tiefſte ergriffen. Er hatte doch noch Eltern, Geſchwiſter, eine Heimat — wie war er reich dieſem verlaſſenen fremden Kinde gegenüber! Er mußte wohl arbeiten, aber das war ja auch ganz in der Ordnung, er konnte es. Sie jedoch ſollte von Ort zu Ort ziehen, für Geld ſingend, von tauſend Augen begafft und bemäkelt? Er war noch niemals in einem Theater oder Konzerte geweſen, er erinnerte ſich aber an das Bild einer Sängerin, welches er einmal vor Jahren irgendwo geſehen: ſie hatte ein Pantherfell über dem entblößten Buſen und ein Weinglas in der Hand ... ſollte dieſes ſtille, blumenhafte Weſen einſt werden wie jene? Nimmermehr! Er fühlte ein körperliches Weh im Herzen, er begann zu ſprechen, unzuſammenhängend, ungeſchickt, aber ein Sturm von Leid und Leidenſchaft war es, der aus ſeinen Worten brach. Das junge Mädchen ſaß ihm ſtill gegenüber, ihre Augen ſtanden voll Tränen. Über ſein eigenes Schickſal, ſein eigenes armes, verkümmertes Leben hatte er nicht geklagt, fremdes Leid aber machte ſein Herz erbeben, trieb ihm Flammen auf die Stirn, grollende Worte auf die Lippen — o, er war gut! Sie mußte der Gabe gedenken, die er dem Bettelkinde gegeben. Das war nur eine flüchtige Regung des Mitleids, wieviel größer und zarter war die Wohltat, die er jetzt ihr durch ſeine herzliche, warme Teilnahme er-

wies. Er tröſtete ſie, ſo gut er konnte, der arme Junge mit dem ſchlechtſitzenden Rocke und der vor Erregung zitternden Stimme; er ahnte es wohl nicht, mit wie heißer Dankbarkeit ſich das verwaiſte und doch ſo volle Herzchen ihm zuwandte, er ahnte es nicht, denn er ſchwieg verlegen und marterte ſeinen Hut, den er bis jetzt krampfhaft in der Hand behalten.

„Cara mia, amüſierſt du dich gut?“ rief die Signora hinüber, indem ſie eine neue Kartenreihe auflegte.

Giacinta machte eine Bewegung, als ob ſie erwache.

„Ich danke, Zia“, antwortete ſie kühl; dann wandte ſie ſich zu Bent. „Bedauern Sie mich nicht zu ſehr,“ ſagte ſie, „denn ich ſinge gern, aus voller Seele gern ... wenn Sie es wollen, will ich Ihnen gleich etwas ſingen und das, ſo gut ich's immer kann.“

Ihre Stimme war wunderweich, dennoch zuckte es herb um ihren Mund, als ob ſie mit Tränen kämpfe. Sie erhob ſich und trat einen Schritt vorwärts.

„Ma Giacinta, che idea!“ rief die Tante erſtaunt und beſorgt, „du haſt heute ſchon viel zu lange geübt, du wirſt dich mit Gewalt krank machen! Wenn dich der Hofrat einmal um eine Arie bittet, biſt du regelmäßig müde, heiſer oder weiß der Himmel was noch, jetzt dagegen willſt du auf einmal für nichts und wieder nichts ſingen. Dio mio, welche Laune!“

„Laß mich, Zia“, erwiderte das junge Mädchen ruhig. „Ich bin eben jetzt in der rechten Stimmung und werde mich nicht ermüden.“

Sie ging nach einem Teil des Zimmers, der ganz

im Dunkeln lag, und entzündete die Kerzen auf zwei fünfarmigen Leuchtern. Ein festliches Licht drang durchs Gemach, dieses war aber so groß, daß nur ein schöner altmodischer Flügel und ein Teil der Wand hell übergossen war, daran hingen silberne und goldene Blumenkronen mit langen Atlasbändern, auf denen Widmungen, an Signora Galieri oder an die Diva Galieri gerichtet, zu lesen waren. Der Rest des Zimmers lag in halber Dämmerung, nur blitzte zuweilen eine Goldleiste hervor oder der Rahmen eines Bildes. Dann strömte eine Flut von Akkorden durch den Raum und plötzlich erwachte daraus eine weiche, wunderbar süße Stimme:

„O primavera, gioventù di' vita . . ."

Die Zia hatte gleich bei den ersten Klängen ihre Karten weggeworfen und sich hastig aufgerichtet. Es war, als sei neues Leben in sie gekommen, sie nickte beständig mit dem Kopfe oder fuhr mit den Armen in der Luft umher, dann sah sie Bent triumphierend, mit blitzenden Augen an. Endlich konnte sie sich nicht mehr bezwingen: fast ehe der letzte Ton verhallt war, umhalste sie das junge Mädchen und bedeckte sie mit leidenschaftlichen Liebkosungen.

„Angelo mio, ti farai male ... benedetta ragazza, t'amo tanto ... und Ihr, Signore, was sagt Ihr dazu? So etwas hört man nicht in Eurem Bärenlande! Ah, Giacinta, sieh — der poveretto ist ganz bestürzt ... ah, tu sei un' incantatrice ..."

Giacinta hatte den Sturm von Worten und Zärtlichkeiten still über sich ergehen lassen; als Bent heran-

trat, hob ſie zum erſtenmal das Auge von den Taſten; ſie lächelte ſchwach, wie er ſo vor ihr ſtand und mit heißen Wangen und ganz abweſenden Augen nach Worten rang. Sie ſah ihm ins Herz und fühlte, was er ſagen wollte: Ich ſtehe auf einem Felſen und ſehe vor mir eine lichte, nie gekannte Welt, ich ſehe hinein mit fremden Augen, die ſich dem Frühlinge öffnen möchten, aber der Sturm umbrauſt mich, mich faßt ein Schwindel — dann ſehe ich wieder allein nur dich und mir iſt es, als müßte ich knien vor dir, als ſeieſt du ſelber der Frühling ...

Er hatte auch wirklich etwas ähnliches geſtammelt, dann war es ihm, als müſſe er fortgehen, fortgehen, um allein zu ſein. Er ſuchte nach ſeinem Hute und empfahl ſich; die Signora ſagte ein paar unverſtändliche Worte, Giacinta gar nichts. So lief er hinaus in den Regen.

Und es regnete die ganze Nacht durch, unabläſſig, wie es nur an Winters Ende regnen kann, es troff von den Dächern, es ſtrömte in den Goſſen, graue Wolken zogen ſo niedrig über die Stadt, daß ſie faſt die Giebel der Häuſer ſtreiften. Bent ſaß im Kolleg und ſah den Tropfen zu, welche über die Scheiben rieſelten, es war ſo dunkel im Hörſaal, daß man kaum nachſchreiben konnte. Niemand hatte rechte Luſt zum Arbeiten, auch der Vortrag des Profeſſors war monoton, gleichſam in Grau gehalten; endlich ſchlug es 5 Uhr und Bent wanderte durch die triefenden Gaſſen nach Hauſe. Auf der Treppe empfing ihn Frau Bitterlich mit der Nachricht, daß ſeit einer Stunde Beſuch auf ihn warte; es ſei ein

Herr, namens von Verſen, ein ſehr feiner und liebenswürdiger junger Mann. Er habe ſich zwei Lichter anzünden laſſen, eine Zigarre zu rauchen begonnen und mit ihrem Manne, welcher gerade die Gardinen erneuert, ſehr freundlich geplaudert. Bent ſtieg etwas verwundert die Treppe hinauf — von Verſen war der Name jenes jungen Dichters, jenes Mitgliedes der Tafelrunde, vor welchem er ſich fürchtete — dann betrat er unruhvoll ſein Zimmer. Er hatte ſich nicht getäuſcht, George von Verſen war es, der von dem harten Sofa aufſprang und ihm lachend die Hand bot.

„Geſtehen Sie, daß Sie eher erwartet hätten, den Rattenfänger von Hameln in Ihrem Zimmer vorzufinden, als meine Wenigkeit," rief er luſtig, „die Sache verhält ſich aber einfach. Sie ließen ſich viele Abende bei uns nicht blicken, und da wir alle Ihre Regelmäßigkeit und Gewohnheitsliebe kennen, ſind wir auf den Gedanken gekommen, daß Sie uns etwas übelgenommen haben müßten. Es iſt mir nun eingefallen, daß ich möglicherweiſe der Stein des Anſtoßes ſein könne, indem ich neulich, freilich auf den Wunſch der übrigen Herren, meine ‚Wanderlieder' vorgetragen habe. Die Herren, welche Ihre Abneigung gegen alles, was Gedicht heißt, kennen, wollten Sie natürlicherweiſe etwas zum beſten haben, und ich bin vielleicht zu bereitwillig auf ihre Intentionen eingegangen. Da Sie ſeit jenem Abende fortgeblieben ſind und ich nicht will, daß Sie einer Neckerei wegen Ihres einzigen Vergnügens beraubt werden, bin ich zu Ihnen gekommen, um offen

mit Ihnen zu reden. Wenn ich mich nur irgendwie im Unrecht glaube, halte ich niemals mit einer Entſchuldigung zurück — ich liebe es nicht, auf meinem Wege Unklarheiten und Mißhelligkeiten zu begegnen. Das war es, was ich Ihnen ſagen wollte, lieber Sörenſen, und es bleibt mir nur noch hinzuzufügen, daß wohl jeder einzelne in unſerem kleinen Kreiſe ſo über die Sache denkt, wie ich es tue, und daß es unter der ganzen Tafelrunde gewiß keinen gibt, der Ihnen nicht die Zuneigung und Achtung entgegentrüge, die Ihnen reich gebührt."

Er hatte mit ſo viel Sicherheit und ſo viel richtigem Gefühl geſprochen, daß Bent ganz gerührt wurde. Die ihm dargebotene Hand drückend, gelobte er, daß er nie daran gedacht habe, den Empfindlichen zu ſpielen; ſein Nichterſcheinen habe einen andern Grund, er ſei überhaupt in letzter Zeit etwas aus ſeiner gerühmten Regelmäßigkeit herausgekommen. Jedenfalls wolle er heute abend das Verſäumte nachholen und bei der Tafelrunde erſcheinen, worauf er ſich ſehr freue.

Verſen ließ ihm kaum Zeit zum Ausreden.

„Ja," rief er lachend, „auch Ihre Wirtin hat mir bereits geklagt, daß Ihr Lebenswandel ſeit einiger Zeit an bedeutenden Schwankungen leide! Früher wären Sie pünktlich zehn Minuten nach fünf heimgekommen und um ſieben wieder fortgegangen — mit der ſchönen Regelmäßigkeit habe es jetzt jedoch ein Ende. Anſtatt um fünf kämen Sie manchmal ſchon um drei und gingen dann aus, um erſt zu nächtlich ſpäter Stunde heim-

zukehren — an ein Adieusagen, wie Sie es doch früher stets getan hatten, wäre gar nicht mehr zu denken. Die biedere Frau beendigte ihre Rede damit, daß sie für heute Ihr Nachhausekommen überhaupt als äußerst fragwürdig darstellte, mir aber schließlich doch noch den Rat erteilte, in Ihrem Zimmer zu warten. Dazu war ich allerdings von vornherein entschlossen, weil ich nicht unverrichteter Sache heimziehen wollte.

„Ich richtete mich also häuslich bei Ihnen ein, steckte eine Zigarre an und hatte ein äußerst lehrreiches Gespräch mit Ihrem Hauswirte, welcher mir verschiedener wirtschaftlicher Obliegenheiten halber Gesellschaft leistete. Als er fortgegangen war, als ich Ihr Zimmer genugsam eingeräuchert hatte, begann ich mich erschrecklich zu langweilen und unterzog demzufolge Ihre Bibliothek einer Besichtigung. Das erste Buch, welches ich ergriff, enthielt nichts als Formeln, ich ließ es daher entsetzt fallen. Die anderen Bücher waren ähnlichen Schlages, da endlich ward mir Ihr Schreibtisch zum Quell in der Wüste, denn auf ihm lag mein geliebter Horaz, in den ich mich sofort vertiefte. Ich habe ihn zwar noch nie vergebens vorgenommen und noch nie ohne Nutzen aus der Hand gelegt, aber daß mir der alte Bursche zu einer so kostbaren Entdeckung verhelfen würde, hätte ich nimmermehr geglaubt! Ich habe herzlichst lachen müssen und spüre jetzt gute Lust, wieder von vorn anzufangen. Verzeihen Sie, Bent, es war aber wirklich zu komisch."

„Was denn," frug Bent erstaunt, „was haben Sie entdeckt?"

„Denken Sie ſich, als ich an das integer vitae komme, finde ich einen Briefbogen mit Verſen nach dem Metrum der Ode, aber leider durchgeſtrichen und ganz unleſerlich. Dagegen war jedoch das Wort Lalage wohl fünfzigmal hingemalt und daneben ſtand: Lenore fuhr ums Morgenrot. Es iſt wirklich köſtlich! Ich komme zu Ihnen, um Abbitte zu leiſten, weil ich Ihr Ohr mit meinen Verſen verletzt zu haben wähnte, und muß ſchon in der erſten Viertelſtunde in Ihnen den Kollegen in Apoll begrüßen. Bent, Bent, Sie ſind ein großer Tartüff!"

Bent war entſetzt aufgeſprungen und hatte das Blatt ergriffen. Gott ſei Dank, da ſtand nichts Verräteriſches, nur hatte ſeine Hand ein paarmal angeſetzt: Gia — Gia — war aber nicht weiter gekommen. Gia war kein Name, es war alſo noch einmal gnädig abgegangen. Er wandte ſich wieder um und verſuchte ſogar zu lächeln, der Schreck ſaß ihm aber noch dergeſtalt in den Gliedern, daß er bald blaß, bald rot wurde.

Verſen ſaß ihm gegenüber und lachte noch immer.

„Haben Sie es übelgenommen, daß ich hinter Ihr Geheimnis geraten bin?" ſagte er, plötzlich ernſter werdend. „Glauben Sie mir, ich freue mich herzlich, daß wir auch darin Geiſtesgenoſſen ſind, und niemand, ich verſpreche es Ihnen, ſoll von meiner Entdeckung erfahren. Weiß ich es doch ſelber am beſten, daß die heilige Blume gern im geheimen emporſprießt. Erſt wenn ſie ſich entfaltet hat, darf ſie ſich dem Winde bieten; erſt wenn ſie duftet, darf ſie für die Menſchheit blühen. Ich weiß das ſehr wohl, Bent, und Sie dürfen ſich mir dreiſt

erſchließen. Wollen Sie mir vertrauen, wollen wir von heute ab gemeinſchaftlich dichten, gemeinſchaftlich arbeiten?"

„Sie irren ſich", ſagte Bent traurig. „Ich bin kein Dichter, ich war nie anders, als ich mich gezeigt habe. Ihr alle kennt ja mein Leben und meine Ausſichten — wie könnten aus ſolchem Boden wohl Gras und Blumen kommen? Freilich, ſeit einiger Zeit iſt ein Kampf in mir, ein Teil meiner Seele will ſich heben, will frei ſein, will fliegen, Gott weiß wohin — ein anderer aber drückt das alles wieder bleiern nieder. Es ringt und wogt in mir, es iſt faſt, als ob junges, brauſendes Waſſer mit dem Eiſe kämpfte, das darauf liegt, und es brechen wollte. Sie kennen das vielleicht ſelber oder verſtehen mich wenigſtens, wenn es nicht zu großer Unſinn iſt, den ich da geredet habe ..."

„Nein, Bent," rief Verſen aufſpringend, „Unſinn iſt das nicht, bei Gott, das iſt es nicht. Ich kenne jenes Gefühl, es kommt im Leben nur einmal. Und was das bedeutet, weiß ich auch — es kündet eine Umwälzung an, einen Sturm, der alles brechen wird, was morſch in deiner Seele. Es iſt eine Kataſtrophe, es geht dabei um Leben oder Tod. Höre, Bent — ſei mein Freund. Gib mir die Hand, lieber Junge — ſo — zweie tragen beſſer als einer. Deine arme, verkümmerte Jugend bricht hinter dir zuſammen, du kannſt es nicht ändern. Was aus dir werden wird, weiß Gott allein — jedenfalls war es ſein Hauch, der deine Stirn geſtreift. Sei jener Sturm, der in dir wach wird, der des Genies, ſei es der

einer großen Leidenſchaft — folge ihm ohne Kampf, gib dich ihm hin ohne Trotz. Möglich iſt's, daß du glücklich, wahrſcheinlich, daß du unglücklich wirſt — frage nicht danach, ſondern denk daran, daß Sonnenkuß und Blitzſchlag beide von Gott kommen. Du wirſt ein Menſch werden, der anders als die meiſten, du wirſt einſam ſtehen, das Herz voll Sturm, voll Gedanken, voller Liebe — dann, Bent, dann ſchweige nicht, dann verſchließe dich nicht, du litteſt ſonſt nutzlos. Alles, was du haſt, deinen Groll, deine Kraft, deine Liebe, gib es hin an die Menſchheit, ſie bedarf deſſen. Dich ſelbſt wird man den Ritter der Mancha nennen — gleichviel, ſenke die Lanze und reite hinein in die Windmühlenflügel, hinein in die Hammelherde der Dummheit. Man wird dich ſchmähen — ſchüttle Spott und Hohn ab wie Regentropfen. Bleibe treu und unentwegt, wolle das Große und tue raſtlos das Gute; dann wird dein Leben zwar kurz ſein und ein einziger Kampf, reich nur an Täuſchung und Schmerz, auf dein Grab aber werden einſt die Sonnen ſcheinen, deren Glanz du prophetiſch geahnt, und über den vergeſſenen Hügel wird der große Wanderzug der Menſchheit gehen, dem fernen Ziele, der endlichen Vollkommenheit, dem Morgen zu."

Seine Lippen bebten und ſeine Augen ſprühten. Bent bot ihm beide Hände und legte den Kopf auf ſeine Schulter.

„Nimm mich hin," ſagte er, „du mein erſter und einziger Freund."

Das währte eine Minute, dann machte ſich Verſen ſanft frei.

„Es iſt ſpät geworden," ſagte er luſtig, „begleite mich nach Hauſe, Bent. Es ließe ſich da vielleicht eine Flaſche Rheinwein auftreiben, um das Wohl unſerer jungen Freundſchaft zu trinken."

Sie gingen Arm in Arm durch die Straßen, die Laternen brannten dunſtig im Nebel, ihr Schein irrte über ſchwarze Waſſerlachen und halb geſchmolzene Schneemaſſen. Nach einer Zeit blieb Bent ſtehen.

„Höre, George," ſagte er mit ſchüchterner Stimme, „du haſt vorhin Worte geſprochen, die mich ſehr ergriffen haben. Du haſt recht, es iſt eine Umwälzung in mir, die mich beſeligt und vor der mir's zugleich graut. Es iſt kein himmelſtürmender Geiſt, der in mir durchbricht — ich habe gar kein Genie. Alſo muß es", er ſtockte und das Blut ſchoß ihm ins Geſicht, „etwas ... etwas... vielleicht das andere ſein, wovon du geredet haſt. Verzeihe mir, ich bin ſo ganz unwiſſend und ohne Halt, es hat ſich noch niemand außer dir um mich bekümmert ... ich habe noch mit keinem ſo etwas geſprochen: warum liebt man ein junges Mädchen ſo ... ſo ... ganz merkwürdig anders, als man Eltern oder Geſchwiſter liebt? Frauenliebe muß alſo die höchſte Liebe ſein ... was iſt eigentlich dieſe Liebe, George? Du biſt viel erfahrener als ich, du biſt ſogar, wie man ſagt, ein Dichter ... du mußt es alſo ja ganz genau wiſſen."

Verſens Lippen hatten ſich zu einem halben Lächeln gezogen, er wurde aber ſogleich wieder ernſt.

„Deine Frage, lieber Bent, verdient eine andere Antwort, als ich dir zu geben vermag. Die Weisheit hört

an dieſem Punkte leider auf, kein Dichter und kein Denker hat jemals eine erſchöpfende Definition gefunden. Chamfort und der Apoſtel Johannes ſind darüber ganz verſchiedener Anſicht. Die Liebe iſt der Ariadnefaden, der uns durch ein ſehr dunkles Labyrinth leiten ſoll; leider ward er für die meiſten Menſchen zu kurz geſponnen. Liebe iſt die Verwandtſchaft mit Gott, ſie iſt die einzige menſchliche Eigenſchaft, die nicht klein ſein kann. Es gibt keine kleinliche Liebe. Liebe iſt vielleicht Abglanz aus einer verlorenen, beſſeren Welt, der uns im Herzen geblieben iſt. Liebe iſt Anfang und Ende, Menſchenwitz kann ſie nicht ermeſſen. Frage keinen Weiſen, keinen Philoſophen, was Liebe iſt — frage die Frau, die du liebſt, und Gott darum."

„Und du ſelbſt," ſagte Bent nach langem inneren Kampfe, „du ſelbſt, George, liebſt du?"

„Wir ſind ſeit einer Stunde Freunde," ſagte Verſen rauh, „dafür klingt deine Frage ſeltſam. Mir iſt es aber, als müßte ich dir vertrauen, als wäre es unrecht, wenn ich's nicht täte. Ich hatte nie geliebt — ſeltſam genug in unſerer frühreifen Zeit — jetzt tu' ich's ſeit kurzen Tagen, es iſt über mich gekommen wie ein Schlag, wie eine Offenbarung, in mein Traumleben hinein wie eine Erlöſung. Du ſagſt, meine Liebe müſſe echt ſein? O ja. — Du meinſt, ſie würde glücklich werden? O nein, tauſendmal nein. Sieh Bent, die Frau, die meinem Leben ſo frühe Sonnenwende gebracht — ich habe ſie nur einmal geſehen, einmal geſprochen, und ich liebe ſie. Unſere Bahnen gehen weit auseinander, ich bin ihr fern,

ihrem Herzen ein Fremder, und ich liebe sie dennoch! Ich habe sie lieb mit tausend Schmerzen, viel, viel mehr als mein Leben, viel mehr als meine Gedanken, als all mein Dichten und Sinnen — was wäre Freundschaft, was Vaterhaus gegen ihre Liebe? Ich ließe um sie von Gott und Mutter und liebte sie nur mehr! Ja, Bent, das ist meine Liebe, das ist die sturmgeborene Menschenliebe, die echte Liebe — und gerade weil sie so jäh kam, weil sie so tief, so urgewaltig ist, wird sie unglücklich enden."

„Es kann nicht sein!" rief Bent leidenschaftlich. „Du selber glaubst, daß das Leben nach der Vollendung rollt, daß Liebe sein höchstes Moment sei. Sollte das Höchste, was uns gegeben ward, Verderben in sich tragen? Mir würden die Sinne schwinden, wenn ich es glaubte, es wäre entsetzlich!"

„Wenn du ängstlich bist," sagte Versen, „will ich dir einen Rat geben. Liebe niemals, ohne zuvor Eltern und Tanten um Erlaubnis gefragt zu haben. Liebe hausbacken, wenn du den Grad von Glück erreichen willst, der uns vorgeschrieben ist — auch bei der Liebe gilt freilich das Sprichwort: ‚So wie ihr säet, werdet ihr ernten'."

Es lag tiefer Hohn in seiner Stimme. Bent sah ihn groß an, eine qualvolle Frage rang sich in ihm empor.

„Spotte nicht, George", sprach er tonlos. „Kämpft eine erste Liebe nicht alles Erdenweh nieder? Ist eine große Liebe durch den Segen, der in ihr wohnt, nicht rettend für ihre Träger? Vermag sie nicht, hier und im Himmel selig zu machen? Oder lähmt ein Fluch

auch ſie? Du biſt erfahrener als ich, George; antworte mir — ich bitte dich darum bei deiner eigenen Liebe."

Verſens Geſicht war finſter geworden wie die Märznacht.

„Es iſt ein Naturgeſetz," ſprach er langſam, „daß wir am Übergewöhnlichen, an unſeren heftigſten, heißeſten Herzensregungen zugrunde gehen müſſen."

Unter ihnen lag die Stadt am breiten Strome, die Stadt mit Brücken und Türmen in Nacht begraben, die ſtillen, verſchneiten Dächermaſſen ſchimmerten matt herauf. Zuweilen ſchlug leiſe eine Turmuhr an, die laubloſen Bäume auf der Eſplanade ſchauerten im Tauwind.

„Sieh," ſagte Verſen, „da unten iſt's Winter und alles liegt begraben in letztem Schnee. Sie ſollen ſchlafen. Da plötzlich kommt ein Frühlingsahnen, ein warmer Hauch, ein Märzklang — es brechen die Knoſpen, welche am ſehnſüchtigſten harrten, ihr dunkles Gefängnis. Sie liebten ihn zu ſehr, den heiligen Sonnenkuß, ſie haben zu jäh, zu früh geblüht. Wohl war das Grün, was ſie gebracht, das edelſte und ſchönſte vor allem — aber ſie haben gefehlt gegen das Geſetz der mählichen Entwicklung, ſie müſſen ſterben in den Tauwaſſern. So iſt es auch mit den Menſchen. Der große Haufe blüht, reift, ſtirbt nach allgemeinen Regeln. Sie lähmt ein mäßiger Froſt, ein mäßiger Sonnenblick ſchafft ihnen Leben — im ganzen haben ſie nur Segen davon. Wenn aber ein Herz von ſehnſüchtigerem, höherem Schlage zu früh aufgeküßt wird von der urewigen Sonne, wenn es zu jäh erfaßt wird vom Sturm des Schönen, ſo ſtürzen bald

die Waſſer darüber, unwendbar, rächend, geſetzerfüllend. Darum geht ein dunkler Zug durch jedes große Menſchenlieben, der Zug des Scheidens, der Zug des Todes. Und nicht wir allein müſſen untergehen — auch jene Frau, die wir ſo ſehr geliebt, ſtreift ein dunkler Schatten. Er trifft auch ihre Stirn, ſei ſie noch ſo rein, ſei ſie noch ſo ſtolz. Sie wird nie wieder ganz glücklich werden. Vielleicht wird ſie hingehen im Glanz des Lebens, jahrelang — einmal wird ſie erkennen, daß ſie längſt geſtorben iſt, geſtorben, ehe ſie's ſelbſt gewußt... was iſt dir, Bent, deine Hand iſt eiskalt?"

„Wenn du beten kannſt, George," ſtöhnte Bent rauh, „ſo bete für mich."

Er wandte ſich kurz und ſchritt in die Nacht hinaus.

* * *

Als George andern Tages den Freund beſuchen wollte, wurde er nicht vorgelaſſen. Die Wirtin erzählte, daß Bent an nervöſem Kopfſchmerz litte, ſich jedoch geweigert habe, einen Arzt holen zu laſſen. „Ich will niemand ſehen," hatte er erklärt, als Frau Bitterlich mit einer großen Kanne Fliedertee in ſein Zimmer gedrungen, „ich will allein ſein, Madame, hören Sie?" Dabei habe er ganz eigentümlich ausgeſehen und ſogar mit dem Fuße geſtampft. Die gute Frau benützte dieſes Ereignis, um in eine ſolche Flut von Klagen über das veränderte Benehmen ihres Mieters auszubrechen, daß George eiligſt ſeinen Rückzug antrat. Als er am andern Tage wiederkam, ſtanden die Sachen noch ſchlimmer:

Frau Bitterlich erklärte, daß Bent ſein Eſſen kaum berührt und des Nachts ein paarmal ganz entſetzlich geſtöhnt habe, jetzt läge er auf dem Sofa und ſchliefe, der gnädige Herr möge nur ſelbſt durch das Schlüſſelloch ſehen. Übrigens habe er ihr nicht einmal heute morgen die Tür öffnen wollen, ſondern ihr zugerufen, daß es ihm beſſer ginge, er aber immer noch ungeſtört bleiben wolle.

George ſtieg etwas mißgeſtimmt die Treppe hinab. Wenn ich ihn unabſichtlich verletzt habe, dachte er bei ſich, ſo iſt es nicht hübſch, derart anhaltend zu grollen. Er hat doch eine herbe, faſt feindſelige Natur, und es iſt vielleicht nicht gut, ihm Teilnahme aufzudrängen, ſo herzlich ſie immer ſein mag.

Bent lag indeſſen allerdings auf dem Sofa, den Kopf nach der Wand gedreht, ſchlief aber nicht. Als die Schritte Georgs verklungen waren, ſtand er auf, ordnete ſeinen Anzug und ſchritt mit höflichem Gruß an der Wirtin vorüber, welche in der Küche mit Tellerwaſchen beſchäftigt war. Frau Bitterlich hätte vor Erſtaunen beinahe die große Suppenſchüſſel, die ſie gerade bearbeitete, fallen laſſen, gewann aber doch noch Zeit genug, um ein bitterböſes Geſicht aufzuſetzen. Als ſie jedoch hörte, daß Bent die Treppe hinunterſtieg, gewann ihre Fürſorglichkeit die Oberhand. Sie beugte ſich über den Pfoſten und rief ihm voller Beſorgnis nach: er möge wenigſtens ſeinen Schirm mitnehmen, es regne ja draußen ganz furchtbar.

Bent war ſchon aus dem Bereich ihrer Stimme, er

ſtand in der Haustür und atmete die kühle Regenluft ein. Die Straße war glänzend ſchwarz; wo man hinſah, tropfte und plätſcherte es von Waſſer. Dicht an dem Hauſe nur war ein ſchmaler, geſchützter Streifen. Bent drückte ſich an die naſſe Mauer und erreichte vorſichtig die Nebentür, über ihm ſpien die Dachrinnen Waſſerfluten herunter. Die Treppen waren ſchmutzig, Kiſtendeckel und loſe Bretter ſtanden im Hausflur, zertretene Strohhalme lagen umhergeſtreut, in den Räumen des erſten Stockwerkes wurde gehämmert, offenbar bereitete man den Einzug neuer Mieter vor. Bent ſah im Vorübergehen einen gut erhaltenen ältlichen Herrn im Geſpräch mit der Portiersfrau, deren Geſicht vor widerlicher Höflichkeit auseinanderlief; ſie neigte den Kopf demütig auf die Seite, plapperte dabei aber ſo unaufhaltſam, daß es ausſah, als ob ihre Lippen ſich gar nicht bewegten. Der alte Herr ſchien Verlangen zu tragen, von ihr fort zu kommen, auf ſeinem Geſichte lag ein Gemiſch von Ungeduld und Höflichkeit, welches hochgeſtellten Perſonen eigentümlich zu ſein pflegt, und Bent hörte ihn mit nicht lauter, verbindlicher Stimme ſagen: „Gut, gut, liebe Frau, machen Sie das alles, wie Sie es haben wollen ... nur recht ſchön wohnlich, hören Sie, recht wohnlich ...“

„Das Fräulein iſt nicht zu Hauſe,“ ſagte die Magd, indem ſie die Tür öffnete, „die Madame iſt aber da. Das Fräulein wird gleich aus dem ‚Konverſatorium‘ kommen, ſoll ich Sie unterdeſſen melden?“

Bent wollte ſich zurückziehen und in Ermangelung

einer Visitenkarte etwas wie ganz ergebene Empfehlungen hinterlassen, allein während er damit beschäftigt war, öffnete sich die Tür und das Haupt von Signora Galieri, mit einer Art von Turban umwunden, erschien in der Öffnung.

„Entra, entra pure," rief sie lebhaft, indem sie ganz hervortrat, „Giacinta wird gleich kommen."

Bent mußte ihr folgen. Sie ging ihm voran in das große Zimmer und ließ sich ächzend in ihre Hängematte nieder, laut klagend, daß dieses verwünschte Wetter ihr Husten, Schnupfen und viel mal di testa zugezogen habe. Es war dunkler im Zimmer wie je, dennoch trug sie zum Schutze der Augen eine große Brille, um sie lag ein Dunstkreis aller möglicher Essenzen und Parfüms, unter welchen Hoffmannstropfen und Patschuli um den Vorrang stritten.

Bent mußte Platz nehmen und ihr klagen helfen. Sie klagte über alles, hauptsächlich aber über sich selbst sowie über den unverzeihlichen Einfall, mit dem Kinde in dieses Land gekommen zu sein, in dieses verwünschte Land, wo die Menschen so plump und alle Dinge ebenso schlecht als teuer wären ... nun habe seit gestern das unglückselige Kind, die Giacinta, den Einfall bekommen, ein Engagement annehmen zu wollen, singen zu wollen um jeden Preis! Sie sei persönlich selbst beim Intendanten des Hoftheaters gewesen — na, der wird sich freilich so etwas nicht zweimal sagen lassen. Hier — ein Engagement! die Silberstimme hin für nichts und wieder nichts ... sie wisse gar nicht, was dem Kinde in den Kopf gefahren

ſei — geſtern habe ſie erklärt, daß ſie ihr, der Zia, nicht länger zur Laſt fallen wolle, daß ſie frei ſein müſſe, um ihr, der Zia — ah l'ingrata! zurückzugeben, was ſie ihr ſchuldig — als ob das überhaupt möglich wäre! Und nun bräche das alles über ihr armes, krankes Haupt herein, und dazu in einem Lande, wo alles ſo teuer (der ganze Klageſtrom ergoß ſich von neuem), und wo, was ja das allerſchlimmſte wäre, man keinen Menſchen hätte, dem man vertrauen könne, keine Seele, keinen Freund.

Ihre Stimme brach in einer Art von tragiſchem Ächzen, welches man nur auf der Bühne erlernt und welches alten Komödiantinnen leicht zu Gebote ſteht. Auf Bent verfehlte es jedoch nicht einen tiefen Eindruck hervorzubringen; er ſtammelte etwas von aufrichtiger Teilnahme und ſchloß mit der Verſicherung, daß unter allen Umſtänden ein Freund bleiben würde, auf den man ſich verlaſſen könne, und der wäre nämlich er ſelber.

Signora Galieri fuhr haſtig auf.

„O che bravo giovinotto, che nobil' cuore! Aber nein, lieber Freund, tauſendmal nein, Sie können uns nicht helfen. Sehen Sie, Sie wiſſen nichts von all den Dingen, die zu einem erſten Auftreten notwendig ſind: die Toilette, die Blumen, die Nebenausgaben — und nein, nein, das wäre ja eine Geldfrage, und die Freundſchaft will nichts von Geldfragen wiſſen ... und doch — hier in dem weiten fremden Lande iſt alles ſo teuer, ach ſo teuer, und das arme Kind weiß gar nichts davon, daß uns nur ſo wenig übriggeblieben iſt ...“

Sie hatte ſich tiefer in die Ecke geworfen und fixierte durch ihre Gläſer Bent mit vor Bosheit glitzernden Augen. Wie ſie ſo dalag, glich ſie ganz genau einer großen, zuſammengeknäuelten Brillenſchlange.

„Ich bin arm," ſagte Bent raſch, „es kommt lediglich auf die Summe an ... bitte, nennen Sie mir ihren Betrag", fügte er, den Atem anhaltend dringend hinzu.

Sie nahm ein großes, gelbſeidenes Tuch, brachte es vors Geſicht und umſchlang es dann mit den Händen, als ob ſie es ausringen wolle.

„Die Summe," ſagte ſie endlich ſo düſter, als würde ihr ein furchtbares Geſtändnis abgepreßt, „die Summe... nun ja, wenn es denn ſein muß," ſie überflog Bents Perſönlichkeit noch einmal mit einem raſchen ſchätzenden Blicke, „nun, hundert Taler müſſen es zum mindeſten ſein, zum allermindeſten."

Sie hatte die Worte langſam fallen laſſen, damit jedem einzelnen Zeit bliebe, ſich in ihrem Munde gehörig mit Gift zu tränken. Wenn ſie jedoch gehofft hatte, Bent erbleichen zu ſehen, ſo ward ihr dieſer Spaß verdorben. Er rührte ſich nicht, nur ſeine Unterlippe zuckte leiſe. Wenn ſie tauſend Taler gefordert hätte, er wäre ebenſo ruhig geblieben; war es doch für Giacinta, für Giacinta! Er hob entſchloſſen das Haupt.

„Ich will die Summe herbeiſchaffen," ſagte er mit feſter Stimme, „unter der Bedingung, daß Fräulein Giacinta nie eine Silbe davon erfährt. Es würde ..."

Die Italienerin richtete ſich mit einem ſo haſtigen Ruck auf, daß die Stange mit dem Papagei beinahe umgefallen wäre.

„Darüber dürfen Sie ganz ohne Sorge sein," sprudelte sie wütend, „wirklich ganz ohne Sorge, Herr ... Sie caro amico."

Die Tür wurde aufgerissen, das Dienstmädchen stürzte atemlos ins Zimmer und meldete:

„Der Herr Hofrat."

Signora Galieri richtete sich hastig auf, riß den Turban von ihrem Kopfe, wickelte die Brille hinein und warf das Paket in eine Ecke.

„Es kommt Besuch", sagte sie mit einer höchst unzweideutigen Bewegung zu Bent, der ebenfalls aufgestanden war.

In diesem Augenblicke trat der Hofrat ein und die Signora machte tiefe Verbeugungen. Bent wollte hinter dem Besucher die Tür gewinnen, dieser aber maß ihn mit raschem, etwas erstauntem Blicke, streckte den Arm aus und sagte verbindlich:

„Ich hoffe nicht, daß ich gestört habe?"

Bent erkannte den Herrn, den er eine Viertelstunde vorher im Gespräch mit der Portiersfrau gesehen hatte. Er grüßte ehrerbietig und entgegnete, daß der Herr Hofrat keine Störung verursacht habe und daß sein Besuch zu Ende gewesen.

Die Augen des Hofrats streiften die Signora, welche mit allen Merkmalen der Ungeduld auf einen Sessel deutete.

„Sie kennen mich also," wandte er sich wieder zu Bent, „um so weniger könnte ich es verantworten, wenn meine Gegenwart, die nur wenige Minuten dauern

wird, Sie vertrieben haben sollte. Darf ich Sie nicht lieber bitten, Madame Galieri, mich mit dem Herrn bekanntzumachen?"

Die Signora lächelte süßsauer. Sie tat zuerst, als ob sie sich durchaus nicht auf Bents Namen besinnen könne, dann brachte sie heraus:

„Herr Sor ... Herr Sor ... Herr Sorenso, Student — wir kennen den Herrn erst seit wenigen Tagen."

„Ich freue mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen," sagte der Hofrat; „Sie besuchen die Universität schon seit längerer Zeit?"

Man hatte inzwischen Platz genommen; Bent beantwortete die ihm vorgelegten Fragen kurz und bescheiden. Die Signora barst vor Wut, sie behandelte ihren neuen Freund immer ungebundener, wenn nicht zu sagen unhöflicher, indessen der Hofrat mit feinem Takt das Gleichgewicht immer neu herzustellen wußte. Bent bemerkte das alles wohl, hatte aber in seinem Herzen tausend Entschuldigungen für die Signora. Sie lebte ja mit Giacinta so zurückgezogen, es mußte ihr unangenehm sein, daß er mit dem Hofrate zusammengetroffen war ... und dann bewunderte er wieder, wie gut sie ihrem Gaste das heftige Unwohlsein und ihren Kummer zu verbergen wußte, wie sie unaufhörlich scherzen und plaudern konnte. Ja, der Hofrat mit dem gutmütigen feinen Lächeln mußte ein hochgestellter, vornehmer Mann sein — Giacinta selbst hatte es gesagt.

Und plötzlich trat Giacinta ins Zimmer. Sie trug den Mantel überm Arm, in ihrem Haar blitzten Regen-

tropfen; ſie grüßte leicht und wechſelte mit dem Hofrat einige höfliche Worte. Dann wies ſie mit halbem Lächeln auf ihr feuchtes Kleid und wollte das Zimmer verlaſſen. Aber vergebens. Die Zia hatte ſie bereits mit zärtlicher Gewalt an ſich gezogen und trocknete ihr unter einem Schwall bedauernder Ausrufe die halb gelöſten Flechten. Das junge Mädchen litt es geduldig, aber mit einer Art unheimlicher Gelaſſenheit; es kam Bent vor, als ſeien ihre Augen während des ganzen Verfahrens völlig regungslos geblieben.

Der Hofrat ſcherzte über die zärtliche Sorgfalt der Zia.

„Warum in aller Welt haben Sie ſich ſo kühn dem Regen ausgeſetzt, Fräulein Giacinta? Am Konſervatorium ſtehen ja Wagen genug! Oder ſtudieren Sie die ‚Undine‘ jetzt ſo ernſtlich, daß Sie ſich praktiſch mit Kühleborns Element bekannt zu machen ſuchen?“

Das junge Mädchen entwand ſich langſam den Armen der Signora.

„Ich war nicht im Konſervatorium,“ ſagte ſie ruhig, „ich komme aus dem Opernhauſe, wo ich mit dem Intendanten bezüglich meines Engagements zu reden hatte.“

„Dio mio!“ ſchrie die Zia tödlich erſchrocken; Bent begriff nicht, warum ſie erſchrak, ſie wußte es ja ſchon lange — der Hofrat ließ betrübt den Kopf hängen und murmelte:

„Alſo doch.“

Giacinta hatte ſich aufgerichtet, ihre biegſame Geſtalt ſah aus, als ſei ſie aus Stahl geformt.

„Meine Prüfung wird in einigen Tagen ſtattfinden.

Ich ſinge zum Klavier eine Arie von Scarlatti und das ‚assis' al piè d'un salice', dann bei vollem Orcheſter einiges aus ‚Undine'. Mein Engagement hängt von dem Erfolge ab. Und nun bitte ich, mich zu entſchuldigen; ich bedarf für die nächſten Tage der vollkommenſten Ruhe."

Sie verneigte ſich und ſchritt der Türe zu. Als ſie den Vorhang zur Seite ſchob, wandte ſie ſich noch einmal um, ihre Augen lagen feſt und voll auf Bent.

Es entſtand eine kurze, peinliche Pauſe. Die Signora vermied es, den Blicken des Hofrats zu begegnen, und zerrte in der faſſungsloſeſten Verwirrung an einer Sofaquaſte, bis dieſe abriß. Bent machte Miene, ſich zu erheben, der Hofrat unterſtützte dieſes Vorhaben ſofort, indem er aufſtand und ſich empfahl. Bent wurde gar nicht beachtet, zum Hofrat ſagte aber Madame Galieri mit merkwürdiger Betonung:

„Auf Wiederſehen ..."

Dieſer reichte ihr etwas zurückhaltend die Hand, welche die Signora mit noch immer niedergeſchlagenen Augen hinnahm, dann fiel die Türe zu. Auf dem Vorplatz der erſten Etage ſtand die Portiersfrau auf der Lauer.

„Herr Hofrat, ich wollte mir gehorſamſt die Frage erlauben, ob die roten Gardinen nicht ..."

„Aber, liebe Frau, ich bitte dringend, mich jetzt ungeſtört zu laſſen."

Sie waren auf die Straße getreten, der Hofrat ſah prüfend zum Himmel empor, welcher ſich wider Erwarten etwas aufgeklärt hatte.

„Ich glaube, wir können zu Fuß nach Hauſe gehen,

Herr ... Herr Sörenſen? Ach ja, entſchuldigen Sie; es war wirklich nicht möglich, aus der konfuſen Ausſprache der Madame Galieri klug zu werden. Haben Sie Zeit und Luſt, mich ein Stück Weges zu begleiten? Natürlich, wenn Sie nichts anderes vorhaben."

Bent beeilte ſich, der Aufforderung zu folgen, und trat aus angeborener Höflichkeit auf die linke Seite herüber. So gingen ſie eine Zeitlang ſchweigend durch die Straßen, die meiſten Menſchen, welche ihnen entgegenkamen, grüßten ehrerbietig. Auf dem großen Theaterplatze mäßigte der Hofrat auffallend ſeinen Schritt und blieb endlich ganz ſtehen.

„Geſtatten Sie mir ein paar Fragen, Herr Sörenſen", ſagte er mit plötzlichem Entſchluſſe. „Kennen Sie Frau Galieri und ihre Nichte ſchon ſeit längerer Zeit?"

„Nur ſeit wenigen Tagen," erwiderte Bent, „die Signora hat dieſes Umſtandes bei meiner Vorſtellung erwähnt."

„Hm," meinte der Hofrat, „gerade deswegen wollte ich Sie ſelbſt noch einmal darum fragen. Ich glaube beſtimmt, daß Sie viel zu richtiges Gefühl und viel zu gute Erziehung beſitzen, um einem ältern Manne, der Sie um eine Aufklärung erſucht, die Unwahrheit zu ſagen. Ich danke Ihnen für den Beſcheid. Glauben Sie übrigens nicht, daß mich unberufene Neugier leitet — ich will offen bekennen, daß ich für die Damen ein großes und gerechtfertigtes Intereſſe hege. Signora Galieri war eine berühmte Sängerin, ihre Nichte ſtammt aus tadelloſer, leider ſehr armer Familie, beide ſind durch ihre

Empfehlungsbriefe an mich gewieſen. Ich darf wohl ſagen, daß ich nach Möglichkeit tätig geweſen bin, um ihre Pfade zu ebnen. Ich erwirkte der jungen Dame den Eintritt ins Konſervatorium, was wahrhaftig nicht leicht war, indem dort, wie überall in unſerem guten Vaterlande, ein feindſeliger Zug gegen alles Fremde herrſcht. Die junge Dame ſollte daſelbſt noch mindeſtens ein Jahr lang unter der Aufſicht der Tante ihren Studien obliegen — es war alles ſo richtig, ſo natürlich eingeleitet — nun mit einem Male erklärt ſie, ſie wolle fort von der Tante, ſie müſſe ſelbſtändig werden, ſelbſtändig um jeden Preis! Kein vernünftiges Zureden, kein Bitten hilft — als ſie der Vorſtellungen überdrüſſig iſt, begeht ſie eine Eigenmächtigkeit, läuft zum Intendanten und will durchaus ein Engagement. Es muß etwas in ihr Leben gekommen ſein, das ſie beeinflußt, das dieſen ganzen rätſelhaften Umſchwung in ihr hervorgebracht hat. Was konnte es aber ſein? Sie lebt ja ſo zurückgezogen! Wenn es ihr jemals gelänge, ein Engagement zu erhalten, ſo wäre das ein Unglück, ein unausdenkliches Unglück."

Er hatte Bent an einem Rockknopfe gefaßt und ſah ihm ſtarr ins Geſicht.

Jener wußte nicht recht, was er erwidern ſollte.

„Ich meine," ſagte er endlich, „daß ſich der plötzliche Entſchluß Fräulein Giacintas erklären läßt. Es iſt vielleicht in ihr das Bewußtſein eigener Kraft erwacht, ſie fühlt ſich Künſtlerin genug, um ihren eigenen Weg gehen zu können, und wenn es ihr gelingt, was ich feſt glaube,

ſo ſehe ich nur Schönes und Großes darin, nicht aber etwas Unglückliches."

Der Hofrat ſtampfte mit ſeinem Regenſchirm ſo heftig in eine Waſſerlache, daß die Tropfen weit umherſpritzten.

„Wenn es ihr gelingt, wenn es ihr gelingt," rief er unwillig, „es wird ihr aber nicht gelingen, ſo glauben Sie mir doch! Ich kenne die Bühne beſſer wie Sie, und weiß, mit was für Schwierigkeiten eine junge Anfängerin zu kämpfen hat. Sie muß ein Herz von Stahl haben und blind ſein gegen alles, was ſie umgibt, wenn ſie durchdringen will! Viele wenden ſich ab vor Gram und Ekel und geben die Sache ganz auf; es ſind nicht wenig junge Talente, die der Kunſt ſo entzogen werden. Und dann, haben Sie einen Begriff von den Kabalen, welche einem Debüt vorangehen, gerade dieſem Debüt ganz beſonders vorangehen werden? Denken Sie doch, eine Fremde, eine Schülerin des Konſervatoriums, die mitten aus einem unvollendeten Kurſus auf die Bühne eines Hoftheaters ſpringt — das muß ja Aufſehen, Neid, Mißgunſt, Tumult aller Art erregen. Ich mag gar nicht weiter daran denken! Natürlich ausverkauftes Haus, bezahlte Oppoſition, bezahlte Claque, Geſchrei und Pfeifen, wütender Applaus ... und in all dem Lärm das arme Kind, ganz allein, ohne eine Idee von Bühnenkenntnis ... es iſt wirklich ſchrecklich, dabei ſo gar nichts tun zu können, ſo ganz ohnmächtig ſein zu müſſen. Können Sie das gar nicht begreifen, Herr Sörenſen? Sehen Sie die Sache immer noch in einem ſo roſigen Lichte?"

Er riß mit nervöſer Haſt ſeinen Überzieher auf, auch Bent war ſehr erregt.

„Ich kann mir nicht denken," murmelte er, „daß ein paar hundert Menſchen ſo feig ſein ſollten, ein alleinſtehendes junges Mädchen zu beleidigen. Und dann bin ich überzeugt, daß Fräulein Galieris Erſcheinung ihren Eindruck ſelbſt auf den Roheſten ..."

„Sie täuſchen ſich gänzlich, junger Mann, Sie täuſchen ſich gänzlich. Das vielköpfige Ungeheuer Publikum nimmt keine Rückſicht und kennt kein Erbarmen. Es leidet nur das, was nach ſeinem Geſchmacke iſt, es will ſich für ſein Geld amüſieren. Wenn es nicht ſatt wird, ſo brüllt es eben. Und was Fräulein Galieris Stimme anbetrifft: wie können Sie nach den wenigen Tagen ihrer Bekanntſchaft ſo genau darüber urteilen?"

„Sie war ſo gütig, etwas zu ſingen, als ich der Signora meinen Antrittsbeſuch machte", entgegnete Bent. „Es war ein Frühlingslied, ganz kurz nur, aber ſo wunderbar ſüß, daß ich es nie vergeſſen werde. Sie muß mit dieſer Stimme Triumphe erringen, und dann iſt ſie ja ſelbſt" — er fügte es aufwallend hinzu — „ſo ſtolz wie keine andere, und ſo bezwingend ſchön."

Über das Geſicht des Hofrats lief eine unmerkliche Bläſſe.

„Ich hatte nie das Glück, etwas anderes von ihr zu hören, als höchſt langweilige Etüden," ſagte er trocken, „aber das genügte mir, um mir ein Urteil zu bilden, welches von dem Ihrigen weſentlich abweicht. Die Stimme iſt freilich ſchön, die Schule tadellos, zuweilen

ſogar überraſchend, aber über dem Ganzen liegt ein böſer Schatten, der mich das Äußerſte befürchten läßt. Fräulein Galieri hat viel zu früh geſungen. Die Stimme in dieſer jungen, kaum achtzehnjährigen Bruſt iſt dem Tode geweiht, nie und nimmer wird ſie den Anſtrengungen, die ein dauerndes Engagement bedingt, gewachſen ſein. Ich fürchte ſogar, daß ſie nicht einmal die erſte Vorſtellung durchhalten wird. Die Partie iſt gar nicht leicht zu ſingen, das Haus iſt groß, das Orcheſter ſtark, endlich muß die Tonbildung des ungewohnten deutſchen Textes notwendigerweiſe erſchwerend wirken. Ich für meine Perſon mache mir über den Ausfall des Debüts nicht die geringſte Illuſion; es wird ein Unglück geben, lieber Herr Sörenſen, was Sie auch ſagen mögen. Doch nun habe ich Sie richtig bis zu meiner Haustür mitgeſchleppt — entſchuldigen Sie, daß ich Sie ſo lange in Anſpruch genommen habe ... das Schickſal der armen Damen geht mir aber wirklich zu nahe."

Ein Türſteher in großem Mantel und dreieckigem Hute hatte das Tor bereits aufgeriſſen und ſtand unbeweglich auf dem Hausflur. Der Hofrat wartete, ob Bent noch etwas ſagen würde; da dies aber nicht der Fall war, trat er raſch noch einmal auf die Straße und ergriff ihn bei der Hand.

„Lieber Herr Sörenſen," ſagte er, indem ſein Geſicht einen faſt kläglichen Ausdruck annahm, „wenn Sie irgend den geringſten Einfluß bei Fräulein Galieri beſitzen, ſo wenden Sie ihn dazu an, ſie von ihrem ſchrecklichen Gedanken abzubringen. Wenn ich Ihnen übrigens von heute

ab in irgend einer Weiſe nützlich oder gefällig ſein kann, ſo verfügen Sie, bitte, über mich in jeder Beziehung. Vorläufig aber will ich mich zurückziehen, ich fühle mich wahrhaft angegriffen."

Er gab Bents Hand frei, trotzdem blieb er unter der Haustür ſtehen und ſah dem raſch Davonſchreitenden nach. Als Bent um die Ecke bog, ſtand der alte Herr noch immer, als ob er etwas vergeſſen habe, den Hut im Nacken, die Hände tief im modernen Überzieher vergraben, einen hilfloſen Zug auf dem wohlwollenden, glatten Geſicht. —

Bent lief nach Hauſe und ſchrieb um Geld; es war das erſte Mal, daß er's tat. Vor einigen Tagen noch hätte er den Gedanken, ſeine Eltern um eine Unterſtützung anzugehen, als unfaßbar verworfen, jetzt ging ihm der Brief ganz leicht von der Hand. Als er ihn zuſiegelte, wußte er ſogar kaum, was er eigentlich geſchrieben; ihm fiel nur ein, daß es die höchſte Zeit ſei, denſelben abzuſenden. Der Zug nach Norden ging um acht Uhr, es fehlten kaum zwanzig Minuten daran. Er lief nach dem Bahnhofe und ſuchte den Poſtwagen; als er die Klappe des Briefſchalters hob, tönte eben das dritte Signal. Das mahnte ihn an den Tag, wo er an derſelben Stelle von ſeinem Vater Abſchied genommen, als der ihn zur Univerſität gebracht; er ſah noch deutlich den ſtrengen Kopf mit den Büſcheln früh gebleichten Haares, er hörte auf einmal genau die harte Stimme, welche damals zitterte, als ſie ſagte: „Gott wird dich ſegnen, denn du biſt ja unſere einzige Stütze" ... er

zögerte einen Moment — da, ein greller Pfiff, ein Stöhnen der Maſchine — der Brief flog in den Kaſten. Dahin polterte der Zug, an Signallichtern vorbei, über Drehſcheiben und dröhnende Brücken in die Nacht hinaus. Bent preßte die Lippen feſt aufeinander.

„Ich habe euch Kummer bereitet," dachte er, „doch kann ich vielleicht ſpäter einmal alles wieder gutmachen."

Er ging langſam zur Stadt zurück. Nun, da das wichtigſte Geſchäft, der Brief, erledigt war, kam ihm aufs neue die Unterredung in den Sinn, die er ſo unverhofft mit dem Hofrate gehabt. Er fand die Teilnahme des einflußreichen Mannes für zwei Damen, die ihm empfohlen waren, ſehr edel, deſſen Beſorgniſſe in betreff Giacintas Debût aber viel zu groß. Niemals würden Neid und kleinliche Mißgunſt es wagen, die finſteren Arme nach jenem ſüßen, reinen Geſchöpf zu erheben, und wäre es dennoch, ſo müßten vor ihren ſonnigen Augen alle Schatten zu nichts zerfließen; nichts Schlechtes und Gemeines würde davor beſtehen können. Und ihre Stimme — wie konnte der Hofrat nur ſagen, daß ſie gefährdet ſei? Würde ſie ſelbſt, Giacinta, es nicht am beſten wiſſen? Würde ſie, wenn dem ſo wäre, ſo gerne ſingen, ſo lang und ſo laut und mit ſo blühenden Lippen? O, Verſen hatte recht — die heilige Lohe brannte auch in ihr, bereit, zum Himmel zu ſchlagen, um zu leuchten, der ganzen Welt zu leuchten! Sie würde ſingen, eine Herrſcherin ſein durch ihre Kunſt, eine Königin über alle, und alle würden ihr zujubeln, ihr huldigen, ſie anbeten.

Er hielt plötzlich inne, ein trauriges Wort, das einſt Giacinta geredet, kam ihm in den Sinn: „Mich hat noch niemand liebgehabt.“ Er ſah lange ſtarr vor ſich nieder.

„Anbeten ... anbeten ...,“ ſprach er leiſe, „ich glaube, ich hätte etwas Beſſeres für dich, Giacinta. Ob du auf der Höhe gingeſt, im ſonnigſten Glanze des Glücks, oder ob du arm wäreſt und verlaſſen von allen — ich würde bei dir ſein und nicht von dir laſſen, würde dich im Herzen halten und es keinem ſagen, würde mit dir weinen, mit dir lächeln, für dich kämpfen, um dich beten, und fände nie genug daran.“

Er ſtand am Hauſe, in dem ſie wohnte, es war ganz dunkel. Vom Dache herab tropfte und plätſcherte es, zuſammen Schnee und Regen, der Märzwind wuchtete an den ſchwarzen Giebeln.

Er breitete die Arme aus, ein unbeſchreibliches Lächeln kam auf ſeine Lippen.

„Schlaf wohl,“ ſprach er leiſe, „du böſes, nie geliebtes Kind, gut' Nacht!“

* * *

Schon am andern Tage lief Bent dreimal auf die Poſt, um zu fragen, ob kein beſchwerter Brief für ihn angekommen wäre. Er wurde ebenſooft abgewieſen, endlich gaben ihm die Beamten, da ſeine Zudringlichkeit ihnen läſtig zu werden begann, den Rat, ruhig nach Hauſe zu gehen und der Geduld zu pflegen, die Briefe würden gleich nach Eintreffen ausgetragen. Er mußte ſich fügen, die Zeit jedoch, welche er, von Ungeduld und

Erwartung gequält, auf ſeinem Zimmer zubrachte, wurde ihm endlos lang. Er verſuchte eine Arbeit zu beendigen, die ihm der Maſchinenbauer zu ſchleunigſter Erledigung übergeben hatte; beim geringſten Geräuſch ſtürzte er jedoch auf den Vorplatz, kehrte dann enttäuſcht zurück und warf die Bogen durcheinander, ohne nur einen Strich getan zu haben. Wenn es dunkelte, ſtahl er ſich auf die Gaſſe und umkreiſte das Haus, welches für ihn verſchloſſen war, denn ohne Geld hätte er es nie gewagt, vor die Signora zu treten. Bei Tage ſaß er oft unbeweglich und ſah zu, wie die Sonnenſtäubchen auf der Diele ſpielten: er war krank vor Erwartung, ſeine Nerven waren ſo überreizt, daß er im Halbſchlummer ſaß und nichts von ſich wußte. Aus ſolch einem Zuſtande wurde er durch den Poſtboten erweckt, der vor ihm ſtand und um Quittung bat. Bent nahm den Zettel, ließ ihn jedoch ſogleich wieder fallen und griff nach dem Briefe mit den fünf ungeheuren braunen Siegeln. Erſt auf das wiederholte Bitten des Beamten kritzelte er mühſam ſeinen Namen über den Schein; dann riß er das Kuvert auf und überflog oberflächlich die Zeilen.

„Lieber Sohn!

Du haſt uns durch Dein unerwartetes Verlangen viel Sorge bereitet ... ich habe die Erſparniſſe Deiner kleinen Schweſtern angreifen müſſen und doch nicht das Ganze zuſammengebracht ...“

Der Brief flatterte auf die Erde, Bent las nicht weiter. Mit bebender Hand wühlte er in den Banknoten; während er ſie zählte, ſetzte ſich ſein Fuß ſchwer auf die klaren,

etwas zitternden Schriftzüge des Vaters. Er zählte das Paket immer wieder von neuem, er schüttelte mit steigender Aufregung jeden einzelnen Kassenschein — umsonst. Es waren und blieben nur einige achtzig Taler. Was nun anfangen, woher in aller Welt die fehlende Summe nehmen?

Er blieb unbeweglich sitzen. Auf seine Stirn kam ein Zug, der ihm eigentümlich war, wenn er sich über eine unlösbare Formel beugte; sein mageres Gesicht wurde dann immer finsterer und älter, seine Finger flogen einen eigenartig nervösen Tanz. Endlich erhob er sich, trat an das Büchergestell und nahm drei oder vier Folianten herunter, welche er mit einer Art von Ehrfurcht auf den Tisch bettete. Sorgsam reinigte er die schweinsledernen Decken von Staub, dann schlug er zögernd den ersten Band auf. Es war ein berühmtes und selten gewordenes Werk, welches Pastor Sörensen in seinen Studentenjahren erhalten hatte, wegen „tugend- und lobesamen Lebenswandels, nebst fleißiger Inklination zu den Wissenschaften", wie die Hand eines toten Dekans auf das Titelblatt geschrieben. In der obersten Ecke unter den bunten und goldgepreßten Vignetten stand mit kräftigen Zügen: Axel Sörensen, stud. theol., daneben eine halb verwischte Jahreszahl. Dieses Buch war Bents größter Schatz. Es erinnerte ihn an eine der wenigen glücklichen Stunden seiner Jugend, an den Tag seiner Konfirmation, wo ihn der Vater, nachdem er ihm mit eigener Hand das Abendmahl gereicht, in sein Arbeitszimmer gerufen und ihm nach einer kurzen

Anſprache das oft bewunderte Prachtwerk geſchenkt hatte. Die Mutter weinte damals vor Rührung, die kleinen Geſchwiſter in ihren Feiertagskleidern ſtarrten den großen Bruder verwundert an, unten wurde das Feſtmahl gerüſtet, und vor dem Paſtorate wiegte der dünne Roggen ſeine grünen Halme im Sonnenſchein ...

Bent ſtrich leiſe mit der Hand über den alten Folianten, dann nahm er eine Schere und ſchnitt feſt und ſicher das Titelblatt heraus.

„Du wenigſtens", ſagte er, „ſollſt nicht zu fremden Leuten kommen." Dann ſetzte er ſeinen Hut auf, ſchlug mit der Hand darauf, daß er feſtſaß, und nahm mit einem Ruck die ſchweren Bücher auf den Arm. „Ihr müßt fort zum Juden," rief er rauh, „es iſt nun einmal nicht anders."

Er ſtürmte zur Tür hinaus. Auf dem Vorplatze ſaß Frau Bitterlich und ſchälte Kartoffeln; als ſie Bent mit ſeinen Büchern ſah, nickte ſie befriedigt.

„Es iſt ſchön," ſagte ſie, „daß Sie endlich einmal wieder ins Kolleg wollen. Bei dem ewigen Müßiggehen kommt nichts heraus."

Bent war längſt die Treppe hinunter. Er ging erhobenen Hauptes durch die Straßen, die Vorübergehenden, die er ſonſt nie beachtete, ſah er faſt feindſelig an, zuweilen warf er die Bücher herausfordernd von einem Arm in den andern. An der Ecke begegnete ihm Herr von Zierow, ein kleines, ſehr geckenhaftes Männchen, welches ſtets helle Glacéhandſchuhe und einen Stock mit ungeheurem elfenbeinernen Knopf trug. Es hüpfte

über die Straße, indem es die Lackſtiefelchen geſchickt auf die trockenſten Stellen des Plaſters ſetzte, und begrüßte Bent mit weicher krähender Stimme.

„Iſt's erlaubt, mit Ihnen zu wandeln? Wo gehen Sie hin, teurer Kommilitone?"

„Zum Juden!" rief Bent ſo laut er konnte, indem er in ſehr bezeichnender Weiſe auf die Bücher ſchlug.

Von Zierow ſah ſich entſetzt um.

„Pſt, pſt, mein Beſter", ſagte er, indem er ſehr gezwungen lächelte. „Alſo ein wenig in der Klemme und auf einem kleinen Schleichwege, he? Hm, begreife das ungefähr, obſchon nie ſelbſt in ähnlicher Lage geweſen, dieu merci. Meine Frau Mutter — und ſo etwas prägt ſich dann fürs Leben ein — pflegte zu ſagen: ‚Noblesse oblige, Hippolyt von Zierow! Denk ſtets daran! Noblesse oblige war ſeit Jahrhunderten der erhabene Wahlſpruch deiner Väter' ... Aber was haben Sie denn, Herr Sörenſen, ich wüßte nicht, daß hierbei etwas zum Lachen wäre?"

Bent lachte allerdings, denn ſogar ihm, dem Einſiedler, war ganz bekannt, daß die ſtolze Edeldame, die Stammherrin derer von Zierow, eigentlich eine Buchhalterstochter war, welche einen wohlhabenden Mehlhändler geheiratet. Dieſer hatte in den letzten Kriegen durch Lieferungen ein bedeutendes Vermögen und demgemäß bald den Adel erworben; um ſeinen Hals ſchlotterte ſogar ein großes Verdienſtkreuz, welches diejenigen Menſchen, die die Ehre genoſſen, mit Herrn von Zierow näher bekannt zu ſein, häufig zu der Bemerkung ver-

anlaßte, daß ein hänfener Strick für den ehemaligen Lieferanten eigentlich ein viel paſſenderer Halsſchmuck geweſen wäre. Deswegen lachte Bent dem kleinen Manne ſo herzlich ins Geſicht; als dieſer aber ſich empört zum Gehen wandte, hielt er ihn gemeſſen zurück.

„Herr von Zierow," ſagte er mit ſehr ernſtem Geſicht, „Sie ſind nun Meiſter einer höchſt intereſſanten Neuigkeit. Wenn Sie erzählten, daß Sie Bent Sörenſen, den Tugendſpiegel, auf dem Wege zum Leihhauſe ertappten, und dabei noch ein klein wenig durchſchimmern ließen, daß beſagter Bent Sörenſen ſchon ſeit geraumer Zeit einen katilinariſchen Lebenswandel führe, ſo würden Sie mit den Samenkörnern Ihrer Erzählung auf ſehr fruchtbaren Boden geraten und auf einige Zeit — wie immer, wollte ich ſagen — der Held des Tages ſein. Da mir aber nichts daran liegt, daß in drei Tagen die ganze Stadt um meine Verhältniſſe weiß, ſo ſtelle ich mich unter den Schutz Ihres Zartgefühls, welches bei einem von Zierow ja notwendigerweiſe feiner ausgebildet ſein muß, als bei einem andern, gewöhnlichen Menſchen. Ich bin überzeugt, daß mein Geheimnis unter ſolch einem Schutze gut aufgehoben ſein wird, und danke Ihnen ſchon im voraus für Ihre Verſchwiegenheit."

Herr von Zierow tanzte gerade auf zwei trockenen Steinen inmitten der Straße, ſein Geſicht trug den behaglich-dummen Ausdruck befriedigter Eitelkeit, obſchon ſich ſeine Mundwinkel bei der Zumutung des Verſchweigens einer Klatſcherei trübſelig herabſenkten.

„Seien Sie unbeſorgt, cher ami," liſpelte er, „meine Frau Mutter pflegte zu ſagen ..."

„Noblesse oblige", lachte Bent im Fortgehen, er lachte es laut und höhniſch, weil er wußte, daß Zierow, ein menſchgewordenes Tageblatt, lieber geſtorben wäre, ehe er eine pikante Neuigkeit verſchwiegen hätte. Was liegt daran, dachte er in ſeiner urwüchſigen, unreifen Selbſtironie, die Leute mögen es gerne wiſſen, ich will mich nicht beſſer machen, als ich bin.

Bent gefiel ſich in dem Gedanken. Als er durch einige Straßen gegangen und ſeines Weges nicht mehr ſicher war, erſah er ſich unter den Vorübergehenden einen beſonders weltzufrieden ausſehenden Bürgersmann, der den Ausdruck behäbigen Philiſtertums wie eine Legitimationskarte auf der Stirne trug, und fragte ihn, wo das Leihhaus läge. Der Angeredete muſterte ihn mit mißtrauiſchem Blicke, gab wegwerfend Beſcheid und entfernte ſich überhaſtig. Bent folgte ſchweigend der erhaltenen Weiſung, ging eine Strecke weiter und bog dann in eine ſchmale Gaſſe ein, deren baufällige Häuſer den Schmutz förmlich auszuſchwitzen ſchienen. Aus den Fenſtern, welche häufig mit Papier verklebt waren, hing gewöhnlich an einem Stocke irgend ein defektes Bekleidungsſtück; vor den ſchmalen ſchwarzen Löchern, welche die Stelle von Türen vertraten, wälzten und balgten ſich notdürftig bekleidete Kinder, deren Köpfe meiſt einen Überfluß an ſtruppigen ſchwarzen Haaren zur Schau trugen. Am Ende dieſer Häuſerreihe lag ein finſteres Gebäude, das wie ein alter Waren-

ſpeicher ausſah und ein Schild trug, darauf der Name „Leihhaus“, dicht darunter das nichtswürdige Wort: „Mont de piété“ zu leſen war. Durch das früh hereinbrechende Dunkel, den Schmutz, die Näſſe, durch die vielen ſchlotternden Geſtalten, von denen einige ſcheu herangeſchlichen kamen, andere dagegen ſo gelaſſen auf den Eingang zuſteuerten, daß man ihnen das gewohnheitsmäßige Betreten dieſes Weges anſah, erhielt das Ganze einen abſtoßenden Anſtrich. Zuweilen kam aus der Tür ein Greis, welcher in Lumpen gehüllt war, und den man ſeinem ſchlendernden Gange, ſeinen halblauten Selbſtgeſprächen nach als unverbeſſerlichen Trunkenbold erkennen konnte, dann wieder ein blaſſes abgehärmtes Weib mit einem Kinde im Arm. Auf dieſe wartete dann gewöhnlich in irgend einer dunklen Ecke ein Kerl, um ihr das erlöſte Geld ſofort abzunehmen; man konnte dann noch lange ſein rohes Fluchen hören und das leiſe Weinen der Frau. Bent mußte allen Mut zuſammenfaſſen, um die ausgetretenen ſteinernen Stufen emporzuſteigen. Drinnen war eine große, dämmerige Halle; vor zwei Schiebefenſtern, die von einer Öllampe ſpärlich erhellt waren, drängte ſich die Menge. An den Wänden ſtanden und kauerten die ſeltſamſten Geſtalten, Bündel mit Betten und Kleidungsſtücken im Arm; durch ſie hindurch ſchritt, in ſeinen Regenrock gehüllt und ſich anſcheinend ſehr teilnahmlos umſehend, ein Schutzmann. Die Unterhaltung wurde meiſt im Flüſterton geführt, in einer Ecke nur hatten einige abſchreckend ausſehende Weiber ein Stück Leinenzeug ausgebreitet und keiften darum;

manchmal auch wurde das allgemeine Summen durch das laute Schluchzen einer Unglücklichen unterbrochen, welche mit ihrem kleinen, wertlosen Paket gänzlich abgewiesen worden war; über dem Ganzen lag ein unbeschreiblich widerlicher Geruch von Laster und Armut.

Bent blieb mit den Büchern im Arm fassungslos an einem Pfeiler stehen. Wie um Gottes willen sollte er den Schwarm, welcher die Schiebefenster belagerte, durchdringen können? Und es wurde schon Abend — heute, da er die Mittel dazu besaß, mußte er Giacinta sehen, er mußte es, denn er fühlte, daß sonst die künstliche Anspannung, welche ihn in den letzten Tagen aufrechterhalten, zu Ende gehen würde. Er preßte sein Taschentuch vor den Mund und versuchte, sich von der Menge an das Gitter hinanschieben zu lassen, doch war es umsonst. Stets wurde er, in solchem Unternehmen ungeübt, nach der Wand zurückgeworfen. Zum Äußersten entschlossen, begann er Gewalt zu brauchen; das einzige, was er erreichte, war, daß man ihm einige gemeine Schimpfworte zurief. Verzweifelnd wollte er umkehren und versuchen, an einem andern Punkte durchzukommen, als er sich plötzlich am Ärmel gezupft fühlte und niederblickend einen kleinen, fettigen Juden vor sich sah, der ihm mit blöden, zwinkernden Augen zuwinkte, in eine Ecke zu kommen. Er ließ sich nicht abweisen, sondern zwinkerte und lispelte fortwährend:

„Lassen Sie uns reden, lassen Sie uns reden ... hab' ich doch gleich gesehen, daß Sie sind ganz was Apartes, weil Sie haben einen Widerwillen gegen die

armen Lait, und geſehen hab' ich auch, daß Sie nicht werden durchkommen vor Abend und vielleicht Geld haben müſſen und 's nicht kriegen werden, ſo wahr ich heiß Veit Itzig und ein ehrlicher Mann bin. Und da hab' ich mir geſagt: Veit Itzig, obſchon du ſonſt nicht machſt leicht ein Geſchäftchen, ſo willſt du doch tun ein'n Gefallen dem jungen Mann und ihn fragen ..."

In Bents Augen kam ein Strahl von Hoffnung.

„Sie könnten mir allerdings einen großen Gefallen tun," ſagte er haſtig, „ich muß heute abend fünfzehn Taler haben, und wenn Sie dieſe Bücher dafür nehmen wollten ..."

Er konnte nicht ausreden. Kaum hatte der Jude das Wort „Bücher" vernommen, als er zurückprallte und mit dem Ausdruck der größten Enttäuſchung die Hände erhob.

„Bücher," wehklagte er, „Bücher haben Sie geſagt? Waih, wie bin ich doch gekommen mit meinem Vertrauen an den unrichtigen Mann! Wo wollen Sie hin mit die Bücher, wenn Sie nicht gehen zum reichen Reb Chaim Samuel, der da iſt ein mächtiger Sammler und wohnt Sternſtraße ſiebenzehn, drei Treppen hoch? Waih mir, daß ich verloren hab' mein' koſtbar' Zeit mit ſo viel Geſchmuſe, wobei nicht 'rauskommt der kleinſte Profit."

Des Juden Antlitz belebte ſich plötzlich. Seine Augen waren an Bent hinuntergeglitten und an der Uhrkette hängen geblieben, welche unter deſſen Rock hervorſah.

„Gott der Gerechte," ſagte er mit gänzlich veränderter Stimme, „hab' ich doch gleich gewußt, daß der Herr will

haben zum beſten den armen Veit Itzig! Wie kann man doch wollen treiben Handel mit Büchern, was iſt meſchugge Ware, wenn man hat im Sack eine Uhr, was iſt reelles Metall. Hab' ich's doch gleich gedacht, der Herr wird dir geben was zu verdienen, weil du gehabt haſt das gute Herz und haſt ihn geriſſen 'raus aus die arme Lait, wohin nicht paſſen tut ein feiner Herr und ein nobler Herr; weil du ihn haſt geriſſen 'raus, nicht um zu machen mit ihm ein Geſchäftche, ſondern nur um ihn zu erretten aus ſeiner großen Verlegenheit."

Bent hatte gar nicht an die Uhr gedacht; es war ein wahrer Glücksfall für ihn. Mit raſcher Handbewegung riß er ſie ſamt der Kette aus der Taſche und brachte ſo den Redeſchwall des Juden zum Verſtummen. Dieſer machte ſofort mit ſeinen dürren Fingern das Gehäuſe auf, rieb an der Kette und hielt ſie ans Licht, während ſein Geſicht einen immer mißbilligenderen Ausdruck annahm.

„Iſt eine alte Uhr, eine ſchlechte Uhr," brachte er endlich hervor, „iſt abgegriffen das Silber und ramponiert die Kett'. Iſt ein ſchlechtes Stück Arbeit und gereicht nicht zur Ehre ſolch einem feinen Herrn. Aber gleichviel, hat doch der alte Veit Itzig ein gutes Herz, und weil er will retten den Herrn aus der großen Verlegenheit, will er ihm geben vier Talerch bar, ob er auch ſein wird ein geſchlagner Mann und es heißen wird: der Veit Itzig iſt geweſen wie immer das Opfer von ſeinem guten Herz und wird ewig bleiben ein armer Schacherjüd. Nehmen Sie hin die vier Talerch," fuhr er heftiger fort, als er ſah, daß Bent etwas entgegnen wollte,

„nehmen Sie sie hin oder es gereut mich weiß Gott und ich kann nicht nehmen mehr die Uhr und der Herr wird müssen warten und wird kriegen kein Geld mehr heut' abend, zu kommen heraus aus seiner großen Verlegenheit."

Das Gebot war ein unverschämtes. Die alte Uhr, durch drei Predigergenerationen vom Vater auf den Sohn gegangen, besaß allerdings keinen großen Wert, dennoch mußte der würdige Itzig trotz seiner Beteuerungen mindestens das Doppelte daran verdienen. Bent fühlte das auch, da er jetzt aber fürchtete, für seine Bücher nicht so viel erhalten zu können, als er gehofft, ließ er mit schwerem Herzen die Kette fahren, worauf sie sowohl als die Uhr in eine der weiten Taschen des Juden verschwanden. Dieser zog sodann einen Lederbeutel hervor und begann ein Päckchen unglaublich schmutziger Kassenscheine aufzuwickeln, von denen er unter vielem Seufzen Bent vier der zerrissensten überreichte, jedem einzelnen Klagen über das schlechte Geschäft, welches er gemacht, und über seine grenzenlose Gutmütigkeit, die ihn dazu verleitet, nachsendend.

Das Gesicht des menschenfreundlichen, biedern Veit Itzig bekam plötzlich einen merkwürdig blöden Ausdruck, während er seinen Kragen einzog und den Kopf instinktmäßig zwischen den Schultern verbarg. Diese Erscheinung fand ihre alsbaldige Erklärung darin, daß der Schutzmann, welcher schon einigemal scharf herübergeblickt hatte, jetzt gemütlich auf ihn zukam und ihn mit kurzem Kopfnicken anredete.

„Guten Abend, Moſes," ſagte er mit der freundlichſten Stimme von der Welt, „es freut mich, daß ich dich ſchon wieder einmal abgefaßt habe. Du wirſt es hoffentlich noch einmal weit bringen, Moſes."

Dem Juden war offenbar höchſt unbehaglich zumute. Er verbeugte ſich demütig vor dem Schutzmann, ſprach einiges von „großmächtigem Herrn Polizeirat" und begann dann von ſeinem Edelmute zu reden, der ihn dazu getrieben, einem jungen, höchſt bedürftigen Manne einen Dienſt zu erweiſen. Dabei ſchlug er unaufhörlich die Augen zum Himmel und machte ein ſo unſchuldiges Geſicht, daß man hätte ſchwören mögen, Herr Veit Itzig, von zuverläſſigerer Seite jedoch Moſes benannt, ſei der uneigennützigſte Menſch unter der Sonne und ſchlechterdings unfähig, ſich auf Koſten ſeiner Nebenmenſchen um nur eines Hellers Wert zu bereichern.

„Schon gut, edler, verkannter Moſes," unterbrach ihn der Schutzmann, „du wirſt aber ebenſo genau wiſſen wie ich, daß es dir verboten iſt, deine ſauberen Geſchäfte hier zu treiben, ſolange du unter Polizeiaufſicht ſtehſt. Ich habe dich heute zum zweitenmal ertappt — erwiſche ich dich zum drittenmal auf faulem Pferde, ſo iſt es fürs erſte aus mit dir. Und nun, lieber Moſes, tu mir den Gefallen und ſchere dich fort, wenn du nicht willſt, daß ich dir Beine mache."

Moſes ließ ſich das nicht zweimal ſagen, er tauchte förmlich unter in der Menge. Der Schutzmann ſah ihm einen Augenblick nach und ſagte dann finſter zu Bent:

„Wird Sie gut betrogen haben, der alte Gauner. Hat ſchon mindeſtens zehn Jahre wegen Hehlerei und Wechſelfälſchung geſeſſen. Hätten ſich auch an einen Beſſern wenden können.“

Bent war wie betäubt. Die Hitze, der im Saale brütende Dunſt nebſt dem Anblick von ſo viel Schmutz und Elend raubten ihm faſt den Atem. Er ſtürzte hinaus und rannte in eine belebtere Straße, nur um in eine andere Umgebung zu kommen. Die Bücher hingen ſchwer in ſeinem Arme und ſchnitten ihm ins Fleiſch, ſie mahnten ihn zunächſt daran, daß er ſie ja los werden müſſe, daß er noch nicht Geld genug habe. Er blieb einen Augenblick ſtehen und beſann ſich. Der Jude hatte ihm die Adreſſe eines Antiquars genannt — er hatte ſich einen Augenblick daran feſtgeklammert als letzte Hoffnung — dann war aber der andere Handel dazwiſchen gekommen. Er ſann eine Minute bang nach ... als Mathematiker fiel ihm zunächſt die Hausnummer ein, ſiebenzehn ... Gott ſei Dank, er hatte es: Reb Chaim Samuel, Sternſtraße ſiebenzehn.

Reb Chaim Samuel verſchob den Schirm ſeiner Lampe, ſo daß ihr Licht voll auf Bent fiel. Reb Chaim hatte einen Ahasverkopf mit ſilberweißem Haar, er trug ein Käppchen von Samt, ſeine hohe, gebeugte Geſtalt ſah in dem faltigen Hauskleide ehrwürdig aus. Das Gemach war ſehr dunkel, nur den ſchweren eichenen Tiſch umgab Lichtflut, auf ihm ſtand ein ſeltſam geformtes Trinkgefäß voll rotem Wein. Daneben lagen Bücher und eine Handvoll antiker goldener Spangen.

Dieſe raffte der Jude mechaniſch zuſammen, das Klirren des Goldes in ſeiner zitternden Hand begleitete die dringenden, bewegten Worte, mit denen Bent ſein Anliegen vorbrachte.

„Laſſen Sie ſehen", ſagte Reb Chaim mit tiefer Stimme. „So", er ſchob die Spangen achtlos beiſeite, ſchlug den erſten der ſchweren Bände auf und vertiefte ſich in die Vorrede. Nach einiger Zeit ſtand er auf, nahm von einem Nebentiſche ein Heft und begann langſam darin zu blättern. „Ich kann Ihre Bücher nicht brauchen," ſagte er endlich, „wie ich eben ſehe, beſitze ich bereits eine ältere Ausgabe des Werkes."

Es war Bent, als ob ihm die Kehle zugeſchnürt würde. Er trat einen Schritt vor und breitete die Bücher nebeneinander aus, er ſchlug ſie auf und klappte ſie wieder zu, ſeine Hände zitterten dabei.

„Ich beſchwöre Sie, Herr Samuel," ſagte er, „nehmen Sie die Bücher dennoch, ich trenne mich ſelbſt unendlich ſchwer von ihnen. Ich verlange ja nur elf Taler dafür und ſie ſind gewiß mehr wert. Wenn Sie ſie nicht kaufen wollen, ſo leihen Sie mir das Geld darauf, ich bin an Arbeit gewöhnt und werde nicht ruhen, bis ich Ihnen alles abbezahlt habe. Das Opfer iſt Ihrerſeits ſo klein, und Sie könnten mit ſo wenigem einen Menſchen glücklich machen."

„Ich bin kein Pfandverleiher," ſagte der Jude rauh, „wenn ich etwas kaufe, ſo behalte ich's auch. Und was das Glücklichmachen anbetrifft, ſo iſt das Gefaſel für Narren und Kinder. Sie kennen mich ſchlecht, daß Sie

gerade vor mir dieſes Wort ausgeſprochen haben. Reb Chaim Samuel reicht nur Steine, er reicht kein Brot mehr. Doch nun genug, Herr, ſparen Sie ſich das Weitere, ich mag Ihre Bücher nicht kaufen."

Bent ſtand einen Augenblick wie vernichtet, dann überkam ihn eine unſägliche Bitterkeit.

„Mein Gott," ſagte er dumpf, „das iſt alſo die Nächſtenliebe und das ſind deine Menſchen!"

Aus Samuels Augen ſchoß ein Blitz, ſeine Geſtalt reckte ſich zu ihrer vollen Höhe.

„Menſchen!" ſchrie er wild, „Menſchen? Ich bin kein Menſch, ich bin nur ein Jude! Sie gilt nicht für mich, eure Nächſtenliebe! Euch ſollte ich lieben, euch, die ihr verfolgt habt unſeren Stamm raſtlos durch die Jahrtauſende, die ihr ihn verfolgt noch immer, nicht offen, denn ihr beugt euch unſerem Golde, aber heimlich, mit allen Waffen des Haſſes und der Verachtung? Euch ſollte ich lieben, die ihr gezwungen habt unſer Volk zur Entartung, daß es verdirbt in ſeinen Paläſten und daß es umkommt in ſeinen Hütten vor Schmutz und Elend, wie ein unreines Tier? Euch ſollten wir Gutes tun, die ihr gemacht habt aus unſerem großen Volk ein verlorenes Volk? Ich kenne keine Nächſtenliebe, ich kenne nur den Haß! Und das ſchwöre ich beim Gott meiner Väter, der ein großer Gott iſt und ein gewaltiger Gott: ich haſſe euch alle tief und bitter, ich haſſe euch mit dem letzten Atemzuge, der meinen morſchen Körper durchzittert! Von meiner Tür will ich euch weiſen im Leben und euch verfluchen in meiner Todesſtunde, ſo wahr mein

Gott ein Gott der Rache ist und so wahr ich selbst ein Jude bin. Von meiner Schwelle, Christ! Ich hasse alle die Deinen."

Reb Chaim hatte den Arm erhoben und seine Augen flammten; er sah schön aus in seiner Begeisterung.

Bent gewann bei diesem plötzlichen Ausbruch einer großen Leidenschaft seine volle Ruhe wieder, er trat kurz an den Tisch und nahm seine Bücher.

„Entschuldigen Sie mein Drängen," sagte er, „ich sehe nun, daß ich Ihnen nicht länger beschwerlich fallen darf. Mein Kommen entschuldigt sich von selbst, denn es brachte Ihnen Gelegenheit zu einer guten Tat. Eine solche hat nichts mit Glaubensverschiedenheit zu schaffen, sie adelt alle Konfessionen und bringt immer Segen. Leben Sie wohl."

Er grüßte höflich und wandte sich zum Gehen, der Jude stand noch immer unbeweglich und starrte in das Leere.

„Er hat recht, Vater, erfülle seinen Wunsch", sagte plötzlich eine weiche, unendlich müde Stimme.

Reb Chaim fuhr zusammen, als habe ihn eine Kugel getroffen, auch Bent wandte sich um. Er sah eine seltsame Erscheinung. Die Tür eines Nebenzimmers, zu dem einige Stufen führten, war leise aufgegangen, silberne dreiarmige Leuchter warfen einen breiten Lichtstreifen ins Gemach. Mitten in dieser Helle stand ein junges Mädchen, gelblichblaß, mit großen, sonderbar blickenden Augen. Sie trug ein buntschillerndes Seidenkleid, um den Kopf eine Art von Turban, unter diesem

quollen einige Strähnen wundervollen blauschwarzen Haares hervor und fielen auf den ganz entblößten Hals nieder. Mit ihrem linken, durchsichtig magern Arm hielt sie sich am dunklen Türvorhang fest, mit dem rechten drückte sie eine vor Liebkosungen halbtote Taube an ihre Brust, ihr brennend roter Mund war halb trotzig, halb weinerlich gespannt.

Des Juden hohe Gestalt war bei diesem Anblick gänzlich zusammengebrochen, mit ausgestreckten Händen wankte er auf das junge Mädchen zu.

„Miriam, mein Kind", flehte er angstvoll. „Habe ich dich im Schlaf gestört? Hat dich meine Heftigkeit erschreckt? Fühlst du dich kränker wie sonst? Sprich doch, Kind, du marterst mich, wenn du nicht sprichst."

„Ich habe gar nicht geschlafen, Vater", sagte das Mädchen mit derselben müden, schleppenden Stimme. „Das Kind", sie deutete auf die Taube, „war so unruhig und wollte umhergetragen sein. Dann habe ich dich reden hören, o, du warst böse ... und dann hat der junge Mensch etwas gesagt, das war ganz recht und sehr schön ... was war es doch? Ach ja: eine gute Tat bringt immer Segen ... und da wollte ich dich bitten, lieber Vater, seinen Wunsch zu erfüllen, wir brauchen ja den Segen so sehr, schon um des Kindes willen."

Aus den Augen des alten Mannes rollten ein paar große Tränen, die er umsonst zu verbergen suchte.

„Gewiß, Miriam, meine einzige Miriam," sagte er mit erstickter Stimme, „ich tue alles, was du willst, und das" — er wandte sich zu Bent — „tue ich besonders

gern. Ich bitte Sie," flüsterte er in flehendem Tone, als er sah, daß Bent abwehren wollte, „lassen Sie mir die Bücher, mein Kind würde sich sonst ängstigen und aufregen. Verzeihen Sie, was ich über Ihre Glaubensgenossen gesagt habe, und tragen Sie mir es nicht nach — sehen Sie," fügte er ganz leise hinzu, „es war ja auch ein Christ, der mir mein Kind getötet hat."

Bent war tief erschüttert, er nickte nur leicht und ließ die Bücher auf den Tisch gleiten, dabei sendete er verstohlene Blicke nach dem Judenmädchen hinüber. Das stand noch immer regungslos an der Tür und wartete auf den Ausgang des Handels.

„Diese Bücher, mein Herr," nahm jetzt Samuel lauter das Wort, „sind mehr wert als elf Taler, ich bin in der Lage, Ihnen das Doppelte bieten zu können." Dabei nahm er aus einem Fache des Tisches eine Handvoll Silbergeld. „Nehmen Sie nur," sagte er wehmütig lächelnd, als Bent sich weigerte, „nehmen Sie getrost: so viel gibt Ihnen ganz gewiß jeder Jude."

Bent zählte elf Taler ab und schob den Rest mit einer Handbewegung, die keinen Widerspruch duldete, zur Seite.

„Nehmen Sie heißen Dank," sprach er tiefbewegt, „und möge Sie, mein Fräulein," — dabei trat er einige Schritte auf das Mädchen zu — „der Segen Ihrer guten Tat umschweben; möge er Ihnen ein Glück bringen so rein und schön, wie Sie selbst es sind."

„Du," sagte das Mädchen, „wecke nicht mein Kind. Aber komm her — höre, du hast gewiß eine Braut?

O, dann habe sie sehr lieb und verlasse sie nicht, hörst du, niemals! Ach, das ist gar zu schrecklich ..."

Sie schauderte zusammen und preßte ihre Hand gegen die Stirn. Bent wandte sich zum Gehen; Reb Chaim Samuel saß, den Kopf in die Hände vergraben, sein hagerer Körper bebte vor Schluchzen. Das Mädchen hatte sich auf die Stufen gesetzt, wiegte die Taube in ihrem Arm und summte ein hebräisches Wiegenlied. —

Draußen begann man die Laternen anzuzünden, der Regen hatte aufgehört. Bent eilte seiner Wohnung zu, das Geld hatte er in der Brusttasche geborgen, sein Herz klopfte daran. Was er in den langen Nachmittagsstunden erlebt, lag überwunden im Nebel; der Gedanke, für Giacinta etwas getan zu haben, benahm ihm jedes traurige und peinliche Gefühl, er war einzig vom Glücke des Wiedersehens erfüllt. Sie sitzt jetzt wohl am Klavier, dachte er, und ihre Hand geht leise über die dämmernden Tasten, denn die Zia ist, wie stets, gegen Abend eingenickt. Allmählich werden die Akkorde klarer, und aus dem dunklen Vorspiel löst sich vielleicht jene Weise voll Veilchenduft und Jugendsonnenschein: „O primavera, gioventù di vita ..." und sie hält inne und stützt das Köpfchen in die Hand und flüstert leise: Warum ist er nur so viele, viele Tage nicht gekommen?

Das Blut schoß ihm zu Kopfe, er bemühte sich, noch schneller zu gehen. Er wollte, ehe er Giacintas Wohnung betrat, noch einmal nach Hause, um seine Hand zu waschen, die Moses, der Zuchthäusler, berührt. Er rieb sie heftig und lange, tauchte auch seine Stirn, die ihn

ſchmerzte, in kaltes Waſſer; dann atmete er hoch auf und ſtieg die Treppe zu Madame Galieris Wohnung hinan.

Er war ſehr erſtaunt, die Entreetür weit offen zu finden, Möbel und Wirtſchaftsgeräte waren im Gange höchſt unordentlich aufgetürmt, einige Weiber hantierten unter lautem Schwatzen mit Waſſer und Scheuerbeſen. Als Befehlshaberin dieſer Schar erwies ſich die Portiersfrau, welche Bent unaufgefordert mitteilte, daß die gnädige Frau ſchon ſeit einigen Tagen in der erſten Etage wohne, das Fräulein habe jedoch ihr Zimmer im vierten Stock vorläufig beibehalten.

„Ach ja,“ ſchloß ſie ihre Rede, „es war auch hier oben für die gnädige Frau nicht vornehm genug. Der Herr Hofrat haben das von jeher geſagt.“

Einige der Weiber begannen hierbei verſtohlen zu kichern. Bent war dieſer plötzliche Wechſel nicht ganz klar, er ſtieg nachdenklich ins erſte Stockwerk hinunter und zog die Klingel. Das Dienſtmädchen öffnete ihm, ſtieß, ohne ein Wort zu ſagen, eine Flügeltür auf und rannte in die Küche zurück. Bent blickte mit Erſtaunen in einen prächtigen Salon voll ſeidener Möbel, Topfpflanzen und Statuetten. In dem großen kriſtallenen Kronleuchter brannten roſige Wachskerzen, durch die ſchweren Fenſtervorhänge fiel das letzte Licht des Tages. An einem Tiſche, der mit Büchern und Notenheften bedeckt war, ſaß Giacinta. Als ſie den Eintretenden bemerkte, erhob ſie ſich und ſtreckte ihm langſam den Arm entgegen.

„Bleiben Sie an der Tür," ſagte ſie mit gänzlich ruhiger, leidenſchaftsloſer Stimme, „bleiben Sie an der Tür, ich bitte Sie darum. Dieſer Ort taugt nicht für einen ehrlichen Mann."

Bent blieb ſtehen, er hielt ſeine Augen irr und entſetzt auf ſie geheftet.

„Sie verſtehen mich nicht?" ſprach ſie mit zuckenden Lippen. „Ich glaube es wohl. Sehen Sie, alles das" — ſie deutete mit einer fieberhaften Bewegung auf die prachtvolle Umgebung — „iſt nicht unſer. Ein anderer hat es bezahlt. Sein war alles, wovon wir ſeit Wochen gelebt haben, er hat alles bezahlt, alles. Ich ſollte verkauft werden, langſam verkauft, und hab's zu ſpät gewußt ... ich habe das Aufgeld bekommen, hübſch nach und nach, damit ich's nicht merken ſollte. Nun aber bin ich ſehend geworden und will es zurückzahlen mit Zins und Zinſeszins! Heute entſcheidet ſich alles ... wie könnt' ich die Schmach ſonſt faſſen und ertragen? In einer Stunde iſt meine Prüfung. Mir iſt gar nicht bange, nur meine Bruſt ſchmerzt mich ſehr; ich muß aber ſingen, heute beſſer wie je, um jeden Preis! O, Bent," rief ſie plötzlich leidenſchaftlich aus, „es kann ja vielleicht noch alles gut werden! Nicht wahr, Sie, mein einziger Freund, glauben feſt an mich und vergeben mir, was ich getan, vergeben mir, daß ich im Unwiſſen ſo ſchwer gefehlt habe?"

Er hatte bis dahin am Türvorhange geſtanden, angeklammert wie ein betrunkener Mann. Jetzt ſtürzte er auf Giacinta zu und bedeckte ihre Hand mit Küſſen.

Dieſe Hand war glühend, die ſchmalen Finger zuckten und flogen.

„Gehen Sie," ſagte ſie mit ihrer ſüßen, ruhigen Stimme, „ich will Sie an dieſem Orte nie wiederſehen. Beten Sie, daß Gott in der nächſten Stunde mit mir ſei, ſonſt —" ſie neigte das Haupt und ſagte ſo leiſe, daß er es nicht verſtehen konnte: „werden wir uns niemals wiederſehen."

Sie ſchritt langſam durch den weiten Saal der Türe zu. Bent ſtand ſchwankend da, die Gedanken brauſten in ſeinem Kopfe. Schon mehreremal hatte er in einer Ecke etwas wimmern und verbiſſen ſchluchzen hören, jetzt entdeckte er die Signora, welche, einem Klumpen gleich, das Haupt in Decken vergraben, auf einem Sofa lag. Ihm kam unklar und verwiſcht der Gedanke, daß ſein Geld vielleicht eine große, unbeſtimmte Gefahr abwenden könne. Unter dem Vorwande, ſich nach ihrem Befinden erkundigen zu wollen, näherte er ſich und ſchob leiſe wie ein Dieb ſeinen Schatz unter die Decke.

Die Signora zuckte auf, ergriff das Päckchen und ſchleuderte es nach Bents Haupt. Das Papier barſt und öffnete ſich; die ſchmutzigen Scheine flatterten weit umher, die Silbermünzen rollten kaum hörbar über den koſtbaren Teppich.

Giacinta wandte ſich um. Ihr Mund wölbte ſich zu einem Zuge unſäglicher Verachtung, dann ſenkte ſie ſtill das Haupt.

„Bent," wiederholte ſie, „beten Sie für mich."

Er ging auf ſein Zimmer, ſetzte ſich an den Tiſch und

vergrub die Stirn in beide Hände. Er wußte nun alles, es war wie ein Blitz, der ihn angerührt, aber der Strahl hatte ihn geblendet, er war keines Gedankens, keines Entschlusses fähig. Sein Kopf war heiß und schwer, es raste darin, ihn überkam eine Art von Bewußtlosigkeit. Im Zimmer war es ganz dunkel, zuweilen glitt ein schwacher, eilender Schimmer über die Wände und das rasche Rollen eines Wagens tönte herauf, dann wurde es wieder still, nur der Märzwind schnob heftig über die Dächer. Bent dachte: „Du willst schlafen, vielleicht verschläfst du Herzeleid und Weh und wachst nie wieder auf.“ Dann vergingen ihm die Sinne wirklich. In sein Ohr kam ein Brausen wie von stürzendem Wasser, vor seinen Augen braute es wie Nebel — und in dem Nebel ward eine Helle, darin stand ein blasses Mädchen, einen Veilchenkranz im wehenden Haar, die dunklen Augen nach oben gerichtet. Sie sagte einfach und traurig: „Nun bin ich ganz allein.“ Allein ... es riß ihn jäh empor, daß er aufgerichtet stand und nur den einen Gedanken festhalten konnte: sie hat keinen auf der Welt als dich und sie muß dein werden, dein für ewig, du stürbest denn sonst. Dann war es ihm wieder, als sei Giacinta gestorben, als höre er Glocken, die durcheinander klangen, dazwischen die letzten Worte: Bete für mich. Er raffte sich auf, brach mitten im Zimmer in die Knie und wollte beten. Er konnte es aber nicht, er brachte nichts heraus als: Giacinta ... Gott ... erbarme dich unser — und unablässig gingen die Glocken, darüber hin brausten tausend Stimmen wie ein de profundis...

Er wachte plötzlich ganz auf. Der Wind drückte gegen die Scheiben, vom Johannisturm ſchlug es elf Uhr, alle Glocken riefen es verworren nach. Eine unſägliche Angſt überkam ihn: das Schickſal Giacintas, ſein Schickſal, mußte ſich ja ſchon längſt entſchieden haben. Er öffnete das Fenſter und ſah in die leere Gaſſe hinab, dann ſchloß er es wieder mit feſter Hand.

„Es muß ein Ende haben," ſagte er, „es iſt nun alles gleich."

Aus ſeinem Schreibtiſche nahm er den Bodenſchlüſſel, den er ſeit ſeinem letzten Zuſammentreffen mit Giacinta nicht mehr aus der Hand gegeben hatte, und ſchritt die Treppe hinauf.

Oben klapperten die Ziegel, ein blaſſer Mondſtrahl fiel durchs zerklaffte Gebälk, bei dem unſichern Lichte ſah er, daß die Dachtür verſchloſſen war. Er blieb einen Augenblick davor ſtehen, dann ſchmetterte er ſie mit einem furchtbaren Schlage aus den Angeln, daß ſie ſich in der Luft drehte und krachend in den Hof niederſchlug. Er lachte laut hinter ihr her; Wildgänſe, die dicht über den Dächern zogen, hoben ſich mit hellem, vielſtimmigem Geſchrei; unten wurde Licht.

„Die Türe iſt heruntergefallen", hörte er ſagen, dann ward alles ſtiller als zuvor, der Wind allein fing ſich in der Öffnung und wuchtete an dem ächzenden Dache.

„Frühlingsſturm", rief Bent laut, dann ſprang er mit einem Satze auf die Terraſſe herab. Die Blumen, die Giacinta gepflegt, neigten ſich und flogen, die Ranken des Efeus flatterten zerwühlt und gelöſt wie ſchwarzes

Frauenhaar. Sie umrahmten einen niedrigen Eingang, von dem ein paar Stufen herabführten, dann kam eine Biegung des Ganges und eine einzelne Tür ... Bent legte die Hand auf das Schloß und tat einen Schritt vorwärts. Er befand ſich in einem großen Zimmer, das ſein Licht von einer einzigen Lampe erhielt, welche in roſigem Gehäuſe an der Decke hing. In der entfernteſten Ecke war eine Wolke von weißem Spitzenſtoffe, der das Bett verhüllte, ſie war genug auseinandergeſchoben, um ein Madonnenbild erkennen zu laſſen, hinter welchem Myrtenzweige ſteckten. Auf dem Tiſche, unter den weichen Strahlen der Lampe, lagen einige Buketts von Märzveilchen, welche einen friſchen, tiefbetäubenden Duft verbreiteten, ein weißer Spitzenſchleier war läſſig daneben geworfen. Am Fußende des Bettes hing ein Kreuz aus Elfenbein, davor kniete, den Kopf auf beide Arme gelegt, Giacinta.

Sie ſah nicht auf bei dem leiſen Geräuſch der Tür, es war nur, als ob ein leiſes Zittern ihre Geſtalt durchliefe. Bent ſtand ſchwer atmend und unbeweglich, die Hand aufs Herz gepreßt.

Endlich erhob ſie ſich. Sie war noch im Undinengewande, von ſtarrer, mattſilberner Seide umfloſſen, Waſſerroſen im dunklen Haar. Sie hatte viel geweint und in ihren Augen blitzten Tränen, aber da hindurch brach ein Sonnenſtrahl von Unſchuld und tiefem Glück.

„Wir ſind gerettet, Bent", ſprach ſie mit unbeſchreiblich glückſeligem Lächeln.

Er tat einen Schritt vorwärts und taumelte zu ihren

Füßen nieder, seine Stirn vergrub sich in ihrem Kleide, seine Brust hob sich vor Schluchzen und Stürmen.

„Giacinta, ich liebe dich", brach es aus seinem Herzen, und es klang wie Frühlingsstimmen und Quellen im März.

Er war erlöst. Ehe sie ihn noch geküßt, fühlte er ihre Tränen auf seiner Stirn. Er sprang auf und umschlang sie fest, dann führte er sie zum Fenster und riß es auf. Der Tauwind brach herein und schlug die warmen Schwingen um die beiden, dann brauste er hin und sang um die Giebel sein Auferstehungslied. Bent hatte ihr lockiges Haupt an seine Brust gedrückt, in den Sturm der Frühlingsnacht hinein rief er ein Gebet aus seines Herzens Tiefe, wilde, kindische, glückselige Worte.

Am Himmel rasten dunkle, zerrissene Wolkenmassen über den Mond, das Wasser tropfte von allen Dächern. Ihre Lippen blühten auf seinem Munde, ihre Blumenaugen leuchteten in die seinen.

Sie löste sich plötzlich aus seinen Armen.

„Was ist dir, Giacinta, mein Glück, meine Seele, mein Weib?"

Sie antwortete nicht, ihre Brust hob sich schweratmend, sie preßte die Hände vor die Augen.

„Bent," sagte sie, „wir sind zu glücklich! Wird uns Gott darum nicht zürnen?"

„Gott?" rief Bent, aufjubelnd. „Gott gab uns unsere Liebe, Gott rettet uns aus der Trübsal, befrage ihn darum ..."

Auf dem Tische lag eine Bibel. Bent schlug seine

zitternde Hand in die Blätter, er tat einen einzigen Griff, dann las er mit bebender, metallischer Stimme:

„Mein Gott, betrübt ist meine Seele, drum denke ich an dich — deine Fluten rauschen daher, daß hier eine Tiefe und da eine Tiefe brausen; all deine Wasserwogen und Wellen gehen über mich ..."

„Gott will uns trösten, Geliebte, will uns erlösen" —

Er ließ das Buch fallen und stürzte auf Giacinta zu, seine Arme umschlangen sie wild. Ihren schmiegsamen Leib durchlief ein Schauer, dann brach sie auf seinem Herzen zusammen.

Über sie hin gingen die Tauwasser.

* * *

Als Bent am andern Morgen erwachte, war sein Kopf kühl und klar, seine Brust voll berauschender Seligkeit. Die Sonne schien seit lange zum erstenmal, lachend fiel sie in das graue Stübchen, vergoldete die tannenen Regale, malte Lichtringe an die Decke, streifte schräg die Kante eines ehrwürdigen Buches, füllte das ganze ärmliche Zimmer mit Gold und Licht. Er kleidete sich hastig an und rüstete seine Büchermappe, seine Augen leuchteten, er lächelte zuweilen selig vor sich hin. Draußen war wundervolles Tauwetter, ein Rauschen und Rieseln, Sonnenschein und frischer Wind, der Schnee schmolz von den Dächern, blitzende Tropfen fielen aufs glänzend schwarze Pflaster. Er ging langsam über die Esplanade der Universität zu, ganz wie ein Träumender; die Fülle reizender Bilder, die in ihm aufgegangen war, erschien

ihm übermächtig. Es war ja plötzlich so viel Glück gekommen! Was hatte das eine Jahr, welches vor ihm lag, das eine Jahr voll Arbeit und Mühe noch zu bedeuten? Giacinta und er waren beide so jung und liebten sich so sehr, alles Leid, aller Zweifel waren ja zu Ende, sein Leben nun sonnenklar. Das Examen? Pah! Er lachte auf und reckte sich, als gälte es, einen schweren Stein zu heben. Dann dachte er weiter, an das stille Pfarrhaus im Norden, an sein gutes Mütterchen mit dem frühgebleichten Haar, an den ernsten Vater, der aber gewiß lächeln würde, wenn der Sohn mit seiner jungen, hocherrötenden Frau zum erstenmal ins Zimmer träte. Dann wäre ja alles gut. Alle wären versorgt und geborgen. Wie würden die kleinen Geschwister jubeln, was würde das für ein Leben im Pfarrgarten sein! Um die Hecken herum, über Wege und Beete ginge die wilde Jagd, und mitten unter den Kindern würde ein junges Wesen sein, eine zweite Mutter, leuchtenden Auges, lachend vor Lust und Glück ...

Und da war sie wirklich. Aus einem Seitenwege, der die Allee kreuzte, kam sie leichten Schrittes, in einfachem, dunklem Kleide, ankämpfend gegen den Frühlingswind; sie ging gerade auf Bent zu und grüßte ihn mit hellem Lächeln.

„Es freut mich," sagte sie, „daß du so früh ans Werk gehst. Aber komm, du hast noch eine halbe Stunde Zeit und ich möchte dir einiges sagen. Gib mir deinen Arm und höre mich an."

Sie gingen tiefer in eine der Seitenalleen. Die An-

lagen waren faſt menſchenleer, zuweilen nur begegnete ihnen ein Briefträger oder ein paar Bäckerjungen; die wunderten ſich wahrſcheinlich über den Studenten, der an einem Arme eine ſo ſchöne junge Dame führte, während er mit dem andern ſeine große Büchermappe ängſtlich feſthielt.

Bent ging ſchweigend neben Giacinta, er konnte ſich an ihr nicht ſatt ſehen. Sie war anders geworden, es lag etwas ſo allerliebſt Sorgliches in ihrem Weſen, in der ganzen Art und Weiſe, mit der ſie ihren Plan für das nächſte Jahr entwarf. Sie wollten ihre Verlobung fürs erſte geheimhalten, ſie würde mit der Familie des Oberregiſſeurs, der ein ſehr braver Mann ſei, wohnen, Bent dürfe ſie nicht alle Tage ſehen — nein, ganz gewiß nicht, „es würde dich von deinen Studien abziehen“ — und lernen, immer mehr lernen wolle ja auch ſie, geteilte Arbeit ſei halbe Arbeit, und es wäre ja eigentlich doch ſchön, daß ſie ihr Glück nicht blind hinnehmen, ſondern es erſt tüchtig verdienen müßten.

Bent fühlte ſich in dieſem Augenblicke ſchon glücklich genug, er hörte kaum, was ſie ſagte. Eigentlich war es ja auch gar nichts Wichtiges, ſie hatte ihm nur mit feinem Takt am Morgen, am friſchen, klaren Morgen begegnen wollen.

„Du mußt gehen, Bent,“ ſagte ſie plötzlich, indem ſie ihren Arm aus dem ſeinen löſte, „es iſt hohe Zeit. Nimm auf den Weg, der uns allein zum Ziele führen kann, auf den Weg zur Arbeit den erſten Segenswunſch und den erſten Kuß deiner Frau.“

Sie bot ihm frei, ohne zu erröten, die frischen Lippen und ging die Allee hinunter. Bent starrte ihr nach; er glaubte noch immer ihre Stimme im Ohre zu haben, es war aber nur ein Frühlingsvogel, der sich über ihn auf einen Zweig gesetzt hatte und so laut sang, als wolle er sich die kleine Brust sprengen. Etwas weiter davon hatte ihr Kleid den Schnee hinweggestreift, grüne Blätter lugten scheu hervor. Bent wühlte nach und fand zwei winzige, noch fest verschlossene Veilchenknospen; er pflückte sie ab und tat sie in eine Mappe, dann ging er mit langen Schritten der Universität zu. Eine ruhige Sicherheit, eine unwiderstehliche Arbeitskraft waren über ihn gekommen, er sehnte sich nach Hindernissen, nach scharfen Problemen, nach Schwierigkeiten, er fühlte sich siegesgewiß und stark wie ein Gott.

Als er in den Hörsaal trat, hatte der Vortrag soeben begonnen. Nach schüchternem Gruße wollte er seinen alten Platz, dicht unter dem Katheder, einnehmen, fand ihn aber von einem andern besetzt. Zwanzig Köpfe wandten sich nach ihm um; Bent glaubte, in den Gesichtern neben allgemeinem Erstaunen auch Neugier und Schadenfreude zu entdecken; er setzte sich verlegen auf eine der hintersten Bänke und vertiefte sich in den wiederaufgenommenen Vortrag. Was sein Mißbehagen noch vermehrte, war die Wahrnehmung, daß es ihm geradezu schwer wurde, den Deduktionen und Schlüssen des Professors zu folgen, er fand Lücken in seinen Heften und konnte sich kaum zurechtfinden, es kam ihm vor, als seien seine geistigen Fähigkeiten, sein sonst so rasches Auf-

faſſungsvermögen eingeroſtet. Er war froh, als die Stunde zu Ende war. Die Studenten klappten geräuſchvoll ihre Hefte zu, der Profeſſor blieb im Hinausgehen an Bents Platze ſtehen und ſagte:

„Ein Wort, Herr Sörenſen, wenn ich bitten darf.“

Er war ein alter Mann, Bent reichte ihm Hut und Überzieher von der Wand herunter und folgte ihm ſchweigend durch die langen, weißgetünchten Gänge. In dieſen, ſowie in den Türen der Hörſäle ſtanden Studenten und plauderten während des akademiſchen Viertels; Bent ſah viele Bekannte darunter und wechſelte Grüße mit ihnen, es war ihm aber, als ob auf allen Geſichtern derſelbe befremdende Ausdruck läge, als ob hinter ihm ironiſches Flüſtern und unterdrücktes Gelächter laut würde. Im Konferenzzimmer angelangt, legte der Profeſſor ſeine Bücher auf den Tiſch und wandte ſich um. Seine Gebärde war knapp, ſein Geſicht ſtreng geworden.

„Vorläufig“, begann er, „iſt es nichts Offizielles, was ich Ihnen zu ſagen habe. Ich ſpreche überhaupt ſehr ſelten mit jungen Leuten, und nur mit ſolchen, die ſich meines Intereſſes würdig gemacht haben. Fähigkeit iſt Ihnen nicht abzuſtreiten, dafür können Sie freilich nichts — daß Sie dabei aber fleißig waren und Ihren Eltern eine Stütze zu werden ſuchten, achte ich. Sie waren bei weitem mein beſter Schüler; Ihre geiſtreichen Kommilitonen nannten Sie deswegen den Tugendſpiegel. Das iſt immer gefährlich; wer hoch ſteht, fällt am tiefſten. Sie haben es plötzlich für überflüſſig erachtet, das Kolleg zu beſuchen; Sie haben, wie Sie ſich

deſſen öffentlich gerühmt, Ihre Habſeligkeiten im Leihhauſe und bei Juden feilgeboten — unnütz zu ſagen, daß dieſer Umſchlag bei Ihnen ganz beſonders auffallen mußte. Das waren zwei Punkte. Über den dritten, der natürlich das Motiv Ihrer Ausſchreitungen iſt, will ich nicht reden, weil ich nichts Beſtimmtes weiß. Ihre Kommilitonen werden darüber wahrſcheinlich deſto unterrichteter ſein. Haben Sie die Güte," fuhr er fort, als Bent eine Einwendung wagen wollte, „mich ausreden zu laſſen. Mir ſind ſchon ſo viel junge Leute durch die Finger gegangen, daß ich genau weiß, ob die Worte, welche ich freilich meiſt nutzlos an ſie verſchwendet habe, gerechtfertigt ſind oder nicht. Die Hauptſache — und das iſt der Zweck unſerer erſten Unterredung — iſt, Ihnen zu raten, energiſch umzukehren. Hoffen wir, daß Ihnen der Rückweg gelingen, und daß mich nie der zweifelhaft angenehme Auftrag treffen möge, Ihnen das consilium abeundi mitteilen zu müſſen, wozu Sie vorläufig meiner Anſicht nach weit reifer ſind, als zum Staatsexamen. Beherzigen Sie meine Mahnung, Sie können gehen."

Er wandte ſich ab, Bent rang vergeblich nach Worten, das Gehörte war zu unerwartet, zu plötzlich gekommen.

„Ich danke für Ihre Teilnahme, Herr Profeſſor," ſagte er endlich, „auch ich hoffe zum letztenmal der Gegenſtand derſelben geweſen zu ſein."

Dann ſtand er draußen auf dem kahlen weißen Gange, die Studenten ſaßen bereits wieder in den Hörſälen. Er war froh, daß er keinem mehr begegnete, ihn überkam

ein plötzlicher Widerwille vor jenen jungen Leuten, er fand sie unreif, kindisch und roh dabei. Er fühlte, daß er in wenigen Tagen um Jahre gealtert sei; es wurde ihm klar, daß er nicht mehr in ihre Mitte passe. Es kam die Strafe dafür, daß er eigene Wege gegangen, daß er sich von Lustbarkeiten und Gelagen so philisterhaft ferngehalten hatte. Bent fand beinahe ein Lächeln und faßte den Entschluß, sich in Zukunft noch mehr zurückzuziehen und sich eine Art von Einsamkeit zu schaffen, damit er unbeobachtet und vor Neugier gesichert leben könne. Dann kam ihm ein Gedanke, der ihn stutzig machte. Was hatte der Professor mit dem dritten Punkte, von dem er geredet, bezeichnen wollen?

„Ihre Kommilitonen", so lauteten seine Worte, „werden darüber wahrscheinlich bereits im klaren sein." Seltsam — sollte vielleicht eine neue Klatscherei, etwa gar eine Verleumdung dahinter stecken?

Er fühlte sich nicht mehr fähig, den übrigen Vorträgen beizuwohnen, sondern beschloß, nach Hause zu gehen und dort zu arbeiten. Wie er um die Ecke des Ganges bog, hörte er eine Stimme, die ihm wohlbekannt war, und die ihn bewog, einen Augenblick stehen zu bleiben. An der Tür des Laboratoriums sah er eine Gruppe angehender Mediziner in blauen Kitteln und Leinwandschürzen; in ihrer Mitte stand, geschniegelt wie immer, Herr von Zierow. Er sprach eifrig und die anderen hörten ihm so andächtig zu, daß keiner Bent bemerkte.

„Nun kommt aber noch das beste, meine Herren",

krähte das Männchen. „Wir alle wiſſen, daß unſer teurer Kommilitone, der Ex-Tugendſpiegel, durch eine unbekannte Dulzinea vom Wege zur mater alma, den er früher mit Eifer und als leuchtendes Vorbild für uns alle zu wandeln pflegte, auf bedenkliche Weiſe abgeleitet worden iſt. Meinen raſtloſen Nachforſchungen — denn Sie können mir glauben, meine Herren, daß ich ein ganz beſonderes Intereſſe an den Tugendſpiegel wende — iſt es nunmehr gelungen, den Schleier zu lüften. Die Glückliche, welcher es gelang, das Kunſtſtück zu vollbringen, iſt ..."

Er ſah ſich triumphierend im Kreiſe um.

„Nun?" riefen ein halbes Dutzend Stimmen auf einmal.

„Reb Samuels Tochter, der verrückte Judenbalg aus der Sternſtraße."

Ein brüllendes Gelächter erhob ſich. Der Erfolg war groß, Herr von Zierow wand ſich ordentlich vor Seligkeit.

Durch die Lachenden ſchritt plötzlich Bent. Er grüßte nicht und ſah keinen an, nicht einmal Herrn von Zierow, der einen furchtbaren Schreck bekommen hatte. —

Zu Hauſe angelangt, arbeitete Bent mehrere Stunden; als er fertig war, ging er zu Frau Bitterlich hinüber und bat um etwas zu eſſen. Die Frau ſchien aber nicht ihren guten Tag zu haben, denn ſie entgegnete, daß ſie geglaubt, Herr Sörenſen ſpeiſe ſeit einiger Zeit auswärts, demzufolge ſei bei ihr nichts vorrätig. Bent wartete, bis es dunkel geworden, und ging dann aus;

unten angekommen, blickte er zu Madame Galieris Fenstern empor, konnte aber nicht den kleinsten Lichtschimmer entdecken. Giacinta mußte demnach wohl schon beim Oberregisseur wohnen. Da sind auch wieder Kämpfe und Tränen gewesen, dachte er im Weitergehen — armes Lieb, dir wird der Weg noch schwerer gemacht als mir.

An der Ecke war ein hell erleuchteter Bäckerladen, das weckte seinen Hunger von neuem. Er kaufte ein paar Brötchen und einige Früchte, schlich in eine Seitengasse und aß im Gehen. Die Straße mündete in den Opernplatz, er sah das große Gebäude plötzlich vor sich liegen. Es hob sich massig vom dunklen Hintergrunde ab, über der Freitreppe flackerten schwache Gasflammen ängstlich im Winde, sie warfen Streiflichter auf zwei riesengroße Zettel, welche die morgige Vorstellung ankündigten. Bent trat mit Herzklopfen näher ... da stand es ja wirklich: Undine, romantische Zauberoper in vier Aufzügen, Fouqué, Albert Lortzing ... dann Berthalda, Tochter Herzog Heinrichs, Ritter Hugo von Ringstetten, Kühleborn, ein mächtiger Wasserfürst — Undine — und statt des Namens drei Sterne. Unten kamen die drei Sterne wieder und da stand: „Fräulein Giacinta Galieri als erster theatralischer Versuch." Wie sah das alles so tot und kalt aus, wie waren die drei Sterne so regelmäßig, wie waren die Buchstaben so entsetzlich steif und schwarz! Bent ging traurig weiter, es hatte ihn peinlich berührt, den Namen Giacintas öffentlich gedruckt und allen Blicken preisgegeben zu sehen. Er sagte sich wohl

im ſtillen, daß es ja gar nicht anders ſein könne, daß es eine Notwendigkeit ſei, er ſchalt ſich hundertmal ſelbſt einen Toren — umſonſt, der trübe Eindruck wollte nicht weichen. So kam er an der Hofbuchhandlung vorbei; viele Menſchen drängten ſich an das Schaufenſter. Im Vorbeigehen ſandte er mechaniſch einen Blick nach den hellen Scheiben und blieb ſtehen, regungslos, wie zum Tod erſchrocken. Drinnen waren Bücher blau und rot, mit fettem Golddrucke ausgeſtattet, dann Photographien berühmter Männer, der Fürſt des Landes, Schopenhauer, Bismarck, unſer Fritz, auf Wörth anreitend; im Vordergrunde aber, vom Reflex der Spiegelſcheiben überblendet, ein wundervolles Kabinettsbild, verſehen mit einer unausſtehlich ſchönen Frakturunterſchrift: Giacinta Galieri. Das Bild war ſprechend ähnlich, doch lag ein eigentümlich fremdartiger Hauch darüber, es hatte einen Zug, der unerklärlich war und zum Raten aufforderte. Es war ein originelles Zuſammentreffen von Trauer, Ergebung und Hohn, es war ein ſüßes Kindergeſicht, deſſen Anblick eigentlich weh tat. Bent war mit einem Satz im Laden. Durch den drückenden Papiergeruch ſchwamm ihm ein elegant gekleideter, ſüß lächelnder Jüngling entgegen und frug nach dem gefälligen Begehren. Nachdem er dieſes vernommen, öffnete er das Schaufenſter, hackte mit einer geſchäftigen Bewegung das Bild vor den Naſen der Außenſtehenden hinweg und begann es in Seidenpapier einzuwickeln.

„Siebzehn und einen halben Groſchen, wenn's gefällig iſt", liſpelte er.

Bent ſuchte allerhand Münze zuſammen und entrichtete den geforderten Betrag, dann ergriff er haſtig das Bild und ging zur Tür hinaus. Alle Neugierigen, welche draußen ſtanden, ſahen ihm mit unfreundlichen Blicken nach; er achtete nicht darauf, ſondern rannte ſeiner Wohnung zu, er wollte allein ſein mit dem Bilde. In ſeinem Kopfe brauſte es. Wie konnte ſo etwas vorkommen, wie durfte das mit Giacinta geſchehen? Wußte ſie darum und war es ſo ihr Wille? Unmöglich. Und vielleicht doch ... es war am Ende ſo Brauch, es war wohl eine Notwendigkeit, unvermeidlich, aber bitter. Wie gut, daß gerade er noch zurecht gekommen, um der Schauſtellung ein Ende zu machen! Wie freute er ſich, das Bild in ſein armes Stübchen tragen zu dürfen; wie war er glücklich, es nun für immer den Augen der Neugierigen entzogen zu haben!

Der arme Junge! Wäre er fünf Minuten ſpäter an demſelben Laden vorbeigegangen, ſo hätte er ein neues Bild von Giacinta auf die Straße lächeln ſehen. Wäre er noch ein wenig länger geblieben, ſo hätte er mit anſehen müſſen, wie Herr von Zierow nebſt mehreren Genoſſen ans Schaufenſter trat, das Bild für delizids erklärte, es kaufte und es in die Schublade tat, die er zuweilen nach einem guten Diner ſeinen Freunden geheimnisvoll zu eröffnen pflegte, und in der die große Zahl ſeiner auf ähnliche Weiſe gemachten Eroberungen ruhte.

Am andern Morgen erhielt Bent einen Brief, der folgendermaßen lautete:

„Da ich ſeit vierzehn Tagen vergeblich auf die Ab-

lieferung der Ihnen anvertrauten Arbeiten gewartet habe, so ersuche ich Sie nunmehr, mir die betreffenden Stücke, ob vollendet oder nicht, umgehends zurückzusenden. Aus allerhand Gründen, deren Erörterung wohl überflüssig sein dürfte, muß ich Sie zugleich bitten, die mit mir geknüpften Verbindungen als gelöst betrachten zu wollen.

Siemers, Maschinenbauer."

Bent war schmerzlich überrascht, er rollte die allerdings unfertigen Berechnungen zusammen und trat den weiten Weg nach der Vorstadt an. Er wollte den Maschinenbauer selbst sprechen und eine bestimmte Erklärung von ihm erbitten. Es mußte irgend ein Mißverständnis vorgefallen sein; auf den zwar eigenen, aber gerechten und wohlwollenden Mann konnten ein paar müßige Klatschereien doch unmöglich großen Einfluß ausgeübt haben. Er hoffte, daß wenige Worte genügen würden, um eine Verständigung herbeizuführen. Zu seinem großen Erstaunen wurde ihm aber gesagt, daß der Maschinenbauer ausgegangen sei und erst in einigen Stunden zurückkommen würde. Nach Ablauf dieser Zeit erhielt er ähnlichen Bescheid und gab nun mit schwerem Herzen seine Papierrolle ab. Als er traurig fortging, glaubte er am Fenster das Gesicht der Frau zu erkennen, welche ihm nachsah, sich aber sofort zurückzog; gleich darauf lief ihm der kleine Sohn des Maschinenbauers, der soeben aus der Schule gekommen war, nach und gab ihm die Hand. Bent strich liebkosend über den hübschen, flachsblonden Scheitel des Knaben.

Bent ſuchte allerhand Münze zuſammen und entrichtete den geforderten Betrag, dann ergriff er haſtig das Bild und ging zur Tür hinaus. Alle Neugierigen, welche draußen ſtanden, ſahen ihm mit unfreundlichen Blicken nach; er achtete nicht darauf, ſondern rannte ſeiner Wohnung zu, er wollte allein ſein mit dem Bilde. In ſeinem Kopfe brauſte es. Wie konnte ſo etwas vorkommen, wie durfte das mit Giacinta geſchehen? Wußte ſie darum und war es ſo ihr Wille? Unmöglich. Und vielleicht doch ... es war am Ende ſo Brauch, es war wohl eine Notwendigkeit, unvermeidlich, aber bitter. Wie gut, daß gerade er noch zurecht gekommen, um der Schauſtellung ein Ende zu machen! Wie freute er ſich, das Bild in ſein armes Stübchen tragen zu dürfen; wie war er glücklich, es nun für immer den Augen der Neugierigen entzogen zu haben!

Der arme Junge! Wäre er fünf Minuten ſpäter an demſelben Laden vorbeigegangen, ſo hätte er ein neues Bild von Giacinta auf die Straße lächeln ſehen. Wäre er noch ein wenig länger geblieben, ſo hätte er mit anſehen müſſen, wie Herr von Zierow nebſt mehreren Genoſſen ans Schaufenſter trat, das Bild für deliziös erklärte, es kaufte und es in die Schublade tat, die er zuweilen nach einem guten Diner ſeinen Freunden geheimnisvoll zu eröffnen pflegte, und in der die große Zahl ſeiner auf ähnliche Weiſe gemachten Eroberungen ruhte.

Am andern Morgen erhielt Bent einen Brief, der folgendermaßen lautete:

„Da ich ſeit vierzehn Tagen vergeblich auf die Ab-

lieferung der Ihnen anvertrauten Arbeiten gewartet habe, ſo erſuche ich Sie nunmehr, mir die betreffenden Stücke, ob vollendet oder nicht, umgehends zurückzuſenden. Aus allerhand Gründen, deren Erörterung wohl überflüſſig ſein dürfte, muß ich Sie zugleich bitten, die mit mir geknüpften Verbindungen als gelöſt betrachten zu wollen. Siemers, Maſchinenbauer."

Bent war ſchmerzlich überraſcht, er rollte die allerdings unfertigen Berechnungen zuſammen und trat den weiten Weg nach der Vorſtadt an. Er wollte den Maſchinenbauer ſelbſt ſprechen und eine beſtimmte Erklärung von ihm erbitten. Es mußte irgend ein Mißverſtändnis vorgefallen ſein; auf den zwar eigenen, aber gerechten und wohlwollenden Mann konnten ein paar müßige Klatſchereien doch unmöglich großen Einfluß ausgeübt haben. Er hoffte, daß wenige Worte genügen würden, um eine Verſtändigung herbeizuführen. Zu ſeinem großen Erſtaunen wurde ihm aber geſagt, daß der Maſchinenbauer ausgegangen ſei und erſt in einigen Stunden zurückkommen würde. Nach Ablauf dieſer Zeit erhielt er ähnlichen Beſcheid und gab nun mit ſchwerem Herzen ſeine Papierrolle ab. Als er traurig fortging, glaubte er am Fenſter das Geſicht der Frau zu erkennen, welche ihm nachſah, ſich aber ſofort zurückzog; gleich darauf lief ihm der kleine Sohn des Maſchinenbauers, der ſoeben aus der Schule gekommen war, nach und gab ihm die Hand. Bent ſtrich liebkoſend über den hübſchen, flachsblonden Scheitel des Knaben.

„Es ist gut, daß ich dich sehe, Paul," sagte er, „ich werde nun wohl lange nicht wiederkommen. Weißt du nicht, warum dein Vater so böse auf mich ist?"

„Nein," antwortete der Knabe, „aber neulich beim Abendessen hat er mit der Mutter über dich gesprochen. ‚An dem Gerede und meinen paar Plänen liegt mir nichts,' meinte er, ‚es steckt aber noch mehr dahinter.' Als die Mutter dich dann verteidigen wollte, hat er mir und der Anna geheißen, spielen zu gehen, und als wir nach einer halben Stunde wiederkamen, saß die Mutter ganz still da, und ich glaube, sie hatte auch geweint."

Bent entließ das Kind und wandte sich zum Gehen. Des Knaben Worte waren ihm unerklärlich und unverständlich geblieben, dennoch fühlte er sich traurig gestimmt. Er machte einen langen Umweg über das Glacis und die Esplanade, wo ihm gestern Giacinta begegnet. Es dunkelte bereits, schmutzigbraune Schneehaufen hoben sich unbestimmt vom durchweichten Boden ab, dann und wann kam eine schwarze Wasserlache; ein starker Wind schüttelte die nackten Bäume in den Anlagen. Er ging weiter auf der anderen Seite des Stromes, bis die einbrechende Nacht ihn zwang, zurückzukehren. In den Vorstädten brannten schon einzelne Lichter, dann kamen die breiteren Straßen, die ganz hell waren. Von der Brücke, welche beide Stadtteile verbindet, warfen helle Gasflammen ihr Licht in den Strom, Bent lehnte sich müde ans Geländer. An ihm vorbei liefen die Leute eiliger als sonst, Wortwechsel und aufgeregte Stimmen wurden laut, Feuerwehrwagen rasselten mit kurz gellen-

dem Glockenſchlag übers Pflaſter. Gleich darauf kamen ein paar Kompagnien Infanterie, die Offiziere trugen Regenmäntel und hohe Stiefel, die Leute marſchierten ohne Tritt und lebhaft plaudernd; anſtatt der Gewehre hatten ſie Schaufeln und Hacken über der Schulter, eine Schar von Neugierigen lief hinter ihnen her.

„Was iſt's, was gibt's?" riefen viele Stimmen.

„Eisgang und Deichbruch", ſcholl es herüber. „In Annenau hat's die Brücke weggeriſſen, das Dorf iſt in Gefahr, alle Saaten liegen tief unter Schollen und Tauwaſſer."

Tauwaſſer! Das Wort ſchlug Bent mitten ins Herz. Es mahnte ihn an Verſens letzte Worte, die er kaum verſtanden, und die ihn doch ſo tief erſchüttert hatten. An jenem Abend freilich war ſeine Seele noch dunkel geweſen, die ſtürzenden Gewalten in ihr rangen noch nach Entfeſſelung. Nun war das Eis gebrochen, nun war er gekommen, der heftige frühe Sonnenkuß — und nun brauſten auch die Tauwaſſer einher, eine wilde Sturmflut, alles begrabend, junges Grün, junges Glück, ihn und ſie, rächend, vernichtend, geſetzerfüllend ...

Der Wind war ſtärker geworden, er raſte warm und feucht über den Waſſerſpiegel, er ſtrich wuchtig über die dunklen Dächer der Stadt und drohte die Gasflammen zu löſchen, die ſich in ihrem Glaskäfig wanden wie verdammte Seelen. Ihre Streiflichter überflogen Bent, der regungslos in der Nacht ſtand. Sein Haar flog im Winde, er hatte die Augen irr zum Himmel erhoben.

„Wenn wir gefehlt haben," ſtöhnte er, „ſo treffe es

mich, mich allein — mit ihr doch, allewiger Gott, habe Erbarmen. Zerſchmettere mich, aber habe Erbarmen mit ihr."

Der Himmel war ſchwarz, kein einziger Stern ſah herab. Stromaufwärts zuckten einzelne Lichter, kreuzende Punkte im Nebel; unten war ein Rauſchen und Gurgeln, das Waſſer ſchoß unheimlich durch die Brückenbogen, dunkle grünkantige Maſſen kamen pfeilſchnell getrieben, verſchoben ſich knirſchend oder zerbrachen klingend an den Pfeilern.

Drüben im Dunſte der Stadt ward eine Helle, die ſich mehr und mehr ausbreitete. Sie kam vom Opernhauſe her, wo man heute abend Lortzings „Undine" gab.

Das Haus war glänzend beſetzt. An den Treppen, welche zu den Hoflogen führten, ſtanden Schildwachen, das Gewehr bei Fuß, in den Gängen und Garderoben herrſchte reges Treiben. Drinnen war ein Kniſtern von Seide, ein Aufleuchten von weißen Schultern und funkelnden Steinen, ein warmer Lichtglanz, ein erwartungsvolles Summen; in das Ganze warf zuweilen eine Violine ihre prüfenden, blitzhellen Gammen. Der Abend bot doppeltes Intereſſe; abgeſehen davon, daß „Undine" als Lieblingsoper der Fürſtin neu ausgeſtattet in Szene ging, ſollte neben der Debütantin, einer Schülerin des landesherrlichen Konſervatoriums, der berühmte Bariton Roſſi als einmalige Gaſtrolle den „Kühleborn" ſingen.

Auch auf der Bühne herrſchte mehr Leben und Aufregung als ſonſt. Maſchiniſten und Arbeiter hatten mit

dem Stellen der ſchwierigen Dekorationen vollauf zu tun, hier und da ſtanden Feuerwehrleute in blitzenden Meſſinghauben, ganz oder erſt halb koſtümierte Choriſten ſchrien nach Friſeur und Theaterſchneider, durch das Gewühl ſchritten einige Bevorzugte, denen das verbotene Paradies der Kuliſſen zugänglich war. Unter dieſen befand ſich der Hofrat, welcher ſichtlich aufgeregt mit dem Intendanten ſprach.

Seitab vom Gedränge, in einer hell erleuchteten ruhigen Ecke, ſtanden die meiſten der Mitwirkenden, bereits im Koſtüm ihrer Rollen. Auf einem Verſatzſtücke ſaß Pater Heilmann in voller Ordenstracht, dies verhinderte jedoch nicht, daß ſich eine allerliebſte kleine Bäuerin mit blauen Zwickelſtrümpfen höchſt unbefangen auf ſeinen Knien wiegte. Vor einem Wandſpiegel weilte, in Bewunderung ſeiner ſelbſt verſunken, der lyriſche Tenor, ein ſüßlicher Burſche, der früher Kellner geweſen war. Ein Barett mit rieſenhaften Straußfedern zierte ſein ſtrohgelbes Haupt, an ſeine fetten, nach innen gebogenen Beine, die er oft liebevoll betrachtete, ſchlug ein großes Schwert in roter Samtſcheide. Veit, der gemütvolle Schildknappe, ſtand daneben und fluchte, weil ihn der Bügel ſeiner Armbruſt auf die Naſe geſchlagen hatte. Herzogin Berthalda, vulgo Frau Lydia Müller, rauſchte ſoeben im grünſamtnen Jagdgewand aus ihrer Garderobe.

Sie war eine ſchöne, üppige Frau, der das blonde Haar im goldfarbigen Netze nicht übel ſtand; ſie hatte aber kein angenehmes Lachen, und wenn ſie lachte wie

jetzt, unaufhaltſam, aus voller Kehle, ſo verlor ſie entſchieden. Es lag etwas Gewaltſames in ihrer perlenden Lachſkala, was weder fröhlich noch gut klang.

„Denken Sie ſich, Roſſi,“ ſagte ſie, indem ſie an den übrigen vorbeiging, ohne ſie im mindeſten zu beachten, „wie ich in die Garderobe der kleinen Galieri komme, um mir ihre Toilette anzuſehen, ſitzt die neue Diva zwiſchen ihren Pomadetöpfen und Schminktiegeln, hat ein Kreuzchen, oder einen Fetiſch, oder Gott weiß was in den Fingern, ſtarrt ins Leere und gibt kaum Antwort, wenn man ſie anredet. Sie ſah ſo einfältig aus, daß ich mich nicht halten konnte und ihr laut ins Geſicht lachte. Ich bin noch ganz echauffiert! Nicht wahr? Fühlen Sie nur einmal.“

Der Angeredete war ein ſchlanker Mann, der, in ſeinen Mantel gehüllt, ſchweigend an einem Verſatzſtück lehnte. Er zuckte mit keiner Muskel, als Frau Lydias weiche Hand ſeine Wange ſtreifte, er nahm die Zärtlichkeit hin, ſo wie man die Tabakswolke eines übervertraulichen Nachbars erträgt.

„Wenn Sie Ihre Luſtigkeit für ſehr begründet halten,“ erwiderte er in reinem, leicht fremdartigem Deutſch, „ſo lachen Sie nur nach Herzensluſt. Zeit genug haben Sie dazu, Signora. Sie arbeiten“ — er betonte das Wort ganz unnachahmlich leicht — „ja erſt im zweiten Akte.“

Die Sängerin ſchien über den kühlen Empfang etwas betroffen.

„Ich wäre auch gewiß nicht ſo früh vor Ihr geſtrenges

Antlitz gekommen," entgegnete sie mit einem hübsch studierten Schmollen, „wenn es nicht eben das Debût wäre, von dem ich um keinen Preis nur so viel" — sie schnippte leicht mit den Fingern — „verlieren möchte. Ich bin wahrhaftig nicht schadenfroh, dennoch gäbe ich etwas darum, wenn die Kleine mit der Engelsmiene und dem dünnen Stimmchen Fiasko machte, schon damit sie sähe, wie weit man mit Hochmut und ein paar Gebeten kommt. Ich kann nun einmal solche Tuerei nicht leiden. Ma foi, da haben wir's doch anders angefangen! Als ich debûtierte — ich glaube als Page in Gott weiß was —, hatten wir gerade eine Landpartie gemacht, bei der wir uns köstlich amüsierten. Ich hatte das ganze Theaterelend vergessen; als der Vorhang aufging, wußte ich keinen Takt, kein Wort von meiner Rolle — aber es ging doch famos, die Herren Offiziere applaudierten ganz ungeheuer, und nachher hatten wir irgendwo ein großes Souper, bei dem es so lustig herging, daß ich am andern Tage nicht wußte, wie ich eigentlich nach Hause gekommen war. Jedenfalls habe ich mich zwölf Stunden lang nicht gerührt und bin erst wach geworden, als mir die Mama das Morgenblatt mit einer ganz famosen Kritik ins Bett brachte. Das war ein Debût, flott und so wie's in der Ordnung ist. Meinen Sie nicht auch, Rossi?"

„Es war wenigstens charakteristisch für Sie, Signora Müller", erwiderte er. „Sie gingen rüstig und ungeniert ans Handwerk ... bravo, dafür sind Sie auch eine ausgezeichnete Sängerin geworden."

Sie ſah mit geſenktem Kopf und halb geſchloſſenen Augen zu ihm empor.

„Sängerin? Nur Sängerin? Das war ein armes Kompliment, Roſſi. Ich weiß zwar, daß Ihr Urteil ſtreng iſt, dennoch hatte ich gehofft, ein anderes Wort zu hören. In jeder Kritik, die man mir ſendet, ſteht es zehnmal mindeſtens, aber gerne hätte ich's auch einmal aus Ihrem Munde vernommen. Es könnte mir zwar ganz gleich ſein, wie Sie über mich denken, aber", fügte ſie kaum hörbar hinzu, „das iſt leider nicht der Fall, und Sie wiſſen gar nicht, Roſſi, wie viel ich von Ihnen halte ..."

„Sie dachten hoffentlich nicht, daß ich ſagen würde, Sie ſeien eine Künſtlerin geworden, Signora", ſagte der Sänger, indem zum erſtenmal eine leiſe Regung in ſein Geſicht kam. „In dieſem Falle hätten Sie ſich geirrt, da ich auf einem veralteten Standpunkt ſtehe und ganz abſonderliche Anſichten hege. Es iſt ein eigenes Ding um die Kunſt, man zieht ſie nicht an wie ein ſeidenes Kleid, zehn Minuten ehe der Vorhang aufgeht, man kann ſie auch nachher nicht wieder ſo ohne weiteres in den Kaſten ſtecken, wenn man ſie nicht mehr gebraucht. Ich möchte Ihnen dieſes ein für allemal klarmachen und habe, damit Sie mich recht gut verſtehen, ein Gleichnis aus dem Gebiet der Toilette gewählt. Die Kunſt iſt ein Neſſusgewand, unter der ſchönen, blitzenden Hülle verbrennt man ohne Rettung. Deswegen ſind auch ihre Träger nie leichten Herzens; ſie haben gerungen, ehe ſie es auf ſich nahmen, ein

ſelbſtloſes Daſein zu führen, bewundert vielleicht, aber einſam dabei wie verirrte Kinder, ſie alle haben geweint, ehe ſie ſich darangaben, angeſtaunt, um früh zu ſterben. Was ſie aufrechthält, iſt einzig und allein ihre edle Begeiſterung: die trägt ſie auf ſturmgeblähten Flügeln hinweg über Zweifel und Leid, über Verzagtheit und ſchwache Stunden. Und alle wahren Künſtler meinen es heilig mit ihrer Kunſt. Sie ſind meiſt ernſt und ſchauen wenig unter ſich ins Leben; Eiferſucht, Neid und ähnliche kleine Erbärmlichkeiten ſind ihnen fremd. Dies zu erkennen dürfte für Sie von Vorteil ſein, Signora."

Frau Lydias Mund zog ſich ſchlimm zuſammen, dennoch legte ſie den Kopf auf die Seite, zaghaft und ſchmeichelnd wie ein geſcholtenes Kind.

„Sie zürnen mir, Roſſi," ſagte ſie ſanft, „weil Sie wiſſen, daß ich die kleine Galieri nun einmal nicht leiden kann. Ich kann mich aber nicht bezwingen, ich kann mich nicht anders machen, als ich bin. Glauben Sie etwa," fuhr ſie heftiger werdend fort, „daß ich nicht bemerkt habe, wie ſehr Sie ſich für das Mädchen intereſſieren, wie ſehr Sie ſich bemühten, ihr bei der Probe hilfreich zu ſein? Iſt es wohl erhört, daß der große Roſſi ſich herbeiläßt, einem ſolchen Dinge unaufgefordert Ratſchläge zu erteilen, daß er es auf die feinſten Nuancen aufmerkſam macht? Mich hat es ins Herz getroffen, als Sie ganz laut erklärten, wie ſehr es Sie freue, endlich einmal eine Partnerin gefunden zu haben, die keine vokaliſierende Puppe ſei, ſondern die mit der Seele

ſänge ... und wie leuchteten Ihre Augen, wie ſahen Sie, der große Blaſierte, auf einmal ſo jung aus! Ja, die hat es Ihnen gründlich angetan ... ich aber haſſe das kokette Milchgeſicht und gäbe gern einen Finger darum, wenn ſie heut' abend von der Bühne geziſcht und für immer in ihr Nichts zurückgeworfen würde! Sehen Sie mich nicht ſo finſter an, ich ſpreche die Wahrheit: ich verabſcheue dieſes Mädchen und haſſe ſie bitter, nicht nur aus gekränktem Künſtlerſtolz, ſondern faſt allein deswegen, weil ich Sie, Roſſi, ſo ſehr ... weil ich Sie ſo unendlich verehre ..."

Er verzog wiederum keine Miene, nur ſeine Hand hob ſich zu einer dankenden, müden Bewegung. Sie war jedoch ſo nachläſſig ausgefallen, daß der Sängerin eine Flut von Grimm zum Herzen ſchoß. Um ſich zu rächen, fühlte ſie, wie alle wenig zarte Naturen, das Bedürfnis, einen Trumpf auszuſpielen, ſei er auch noch ſo verletzend und noch ſo ungeſchickt.

„Spielen Sie keine Komödie!" rief ſie höhniſch. „Sie ganz vor allen ſpekulieren darauf, daß die Kleine durchfällt. Sie hätten dann ja ſofort eine prachtvolle Gelegenheit zu Privatnachhilfeſtunden."

Auf ſeine Lippen kam ein ſchlimmes Wort, das er nicht mehr zurückhalten konnte.

„Unſinn," ſagte er, „die Trauben hängen für mich zu hoch. Ich habe nur noch bei Frauen zweiter oder dritter Kategorie Glück, wie es ſcheint auch bei Ihnen, Signora Müller."

Er wandte ſich ab, unbekümmert darum, daß Frau

Lydia gelb wurde und eine Ohnmacht vorbereitete. Glücklicherweise wurde die fast unausbleibliche Szene durch das Dazwischenkommen einer dritten Person vereitelt.

„Worüber, wenn man fragen darf, ereifern Sie sich denn so, Frau Müller?“ frug gutmütig Pater Heilmann, welcher seine Unterredung beendigt hatte und hinter dem Versatzstücke hervorkam.

„Wir sprachen über Debütantinnen“, sagte die Sängerin, indem sie sich gewaltsam bezwang. „Es ist dies ein Thema, für welches Herr Rossi ungewöhnliches Interesse hegt.“

Mehrere der Darsteller waren unterdessen herangetreten, es entstand ein Gespräch über Debüts im allgemeinen, welches, da es ein Fachgespräch war, mit großer Lebhaftigkeit geführt wurde. Jeder gedachte dabei des eigenen ersten Auftretens und suchte die komischen Seiten desselben möglichst scherzhaft herauszukehren. Nur Rossi sprach kein Wort, und es kam auch kein Lächeln in das gleichgültige Gesicht mit dem herben Zuge darauf.

„Mein Gott,“ rief Frau Lydia Müller plötzlich mit ihrer hallenden, etwas hart klingenden Stimme, „da stehen wir, wir arme Sängergesellschaft, und schwatzen von unseren obskuren, für die Mitwelt höchst uninteressanten Debüts, und haben ganz vergessen, unseren großen Kollegen zu fragen, wie das seinige verlief! Er ist ja der einzige unter uns, der die vielerstrebte Höhe glücklich erreicht hat, er ist ja ein Künstler, ein weltberühmter, wirklicher Künstler“ — sie weilte auf dem

Worte mit besonderem Nachdruck — „und deswegen muß es für uns alle von Bedeutung sein, zu erfahren, wo und wie er zum erstenmal die Bühne betrat. Nicht wahr, Sie erzählen es uns? Helfen Sie mir doch bitten, meine Herren", setzte sie hinzu, indem sie im Kreise umherſah und halb schmollend, halb eigensinnig mit dem Fuße stampfte.

Der Sänger antwortete ausweichend, mit einem halben Scherze, alle drangen aber so stürmisch in ihn, daß er nachgeben mußte.

„Mein Debüt", begann er endlich, „verlief anders wie die Ihrigen und ließ mir keine besonders heiteren Erinnerungen. Ich war damals noch sehr jung und meinte es ernst mit meiner Kunst, furchtbar ernst, ich hatte mich ihr verschrieben mit Herzblut und Leben. Von meinem ersten Auftreten hing vieles ab, zunächst die Existenz meiner alten Mutter, deren Stütze ich war, ferner das Schicksal meiner ersten und" — er betonte das Wort eigentümlich sicher — „meiner einzigen Liebe. Sie können sich denken, daß ich an jenem Tage keine Landpartie unternahm und auch nicht die ... desinvoltura hatte, meine Rolle schlecht zu studieren. Mein Debüt fand in Bologna statt und ich sang den Figaro im ‚Barbier von Sevilla'."

„Eine Ihrer Glanzrollen", rief der Regisseur, der eben dazugetreten war. „Sie hatten natürlich einen beispiellosen Erfolg?"

„Nein," entgegnete der Sänger einfach, „ich wurde ausgepfiffen."

Eine allgemeine Pauſe entſtand.

„Und jenes junge Mädchen," frug Frau Lydia lauernd, „Ihre erſte Liebe, was iſt aus ihr geworden?"

„O, ich danke, es geht ihr gut", ſagte Roſſi. „Sie iſt vierzehn Tage darauf mit einem wirklichen Barbier davongelaufen. Aber meine arme Mutter", fügte er leiſe, wie zu ſich ſelbſt hinzu, „iſt mir treu geblieben, hat an mich geglaubt und hat mich liebgehabt ihr Leben lang."

Sein Geſicht war mild, ſeine Stimme ungewöhnlich weich geworden. Draußen entſtand plötzlich eine Stille, der Hof war gekommen; dann erhoben ſich markig die erſten Klänge der Einleitung. Aus der Garderobe kam Giacinta, ſie ſah totenblaß aus, aber ſehr entſchloſſen. Als ſie an Roſſi vorüberging, ſchlug ſie die Augen auf und neigte langſam das Haupt, dann ſchritt ſie quer über die Bühne ihrem Platze zu.

Zwei Stunden ſpäter war alles vorbei. Giacinta hatte den erſten Akt und die größte Hälfte des zweiten unter einer Begeiſterung des Publikums geſungen, die keine Grenzen kannte, und die, trotz der wundervollen Leiſtung Roſſis, faſt einzig der Anfängerin galt. Die große Arie aus E-dur namentlich brachte ſie mit ſo viel Leidenſchaft zu Ende, daß ſich ein wahrer Sturm erhob; ſo heftige, reine, ſeltſam vibrierende Töne hatte man noch nie vernommen. Roſſi allein, der an einer Kuliſſe ſtand und die Sängerin nicht aus den Augen ließ, machte ein finſteres Geſicht. Der Gang der Handlung rief ihn dann ſelbſt auf die Bühne, und in dem Duett, kaum

zehn Minuten ſpäter, fiel ihm Giacinta bewußtlos, mit blutigen Lippen in die Arme. Es war ein jäher, unerwarteter Schluß. Das Orcheſter brach ab, zwiſchen dem unruhevollen Hauſe und der leeren Bühne glitt lautlos der Vorhang nieder. Auf einer der oberſten Galerien entſtand Wortwechſel, ein junger Mann mit verſtörten Zügen brach ſich durch die feſtgepreßten Reihen der Sitzenden Bahn. In der Loge des Fürſten kamen und gingen Ordonnanzoffiziere, nach einiger Zeit erſchien der Intendant, dann hob ſich der Vorhang von neuem und der Regiſſeur machte unter lautloſer Stille die Mitteilung, daß die Oper wegen plötzlicher Erkrankung Fräuleins Galieris nicht zu Ende geführt werden könne. Nach kurzer Pauſe werde das für morgen angekündigte Ballett in Szene gehen.

Es war eine Neuheit, und das Publikum beruhigte ſich bald. Draußen, an einen Laternenpfahl gelehnt, ſtand Bent. Es war ihm nicht möglich geweſen, Giacinta zu ſehen, denn man hatte ſie ſofort nach ihrer Wohnung gebracht; der Theaterarzt hatte ihm jedoch auf ſein Flehen den Beſcheid gegeben, daß ihr Zuſtand nicht gerade beſorgniserregend ſei. Vermutlich wäre ein Aderchen in der Bruſt geſprungen, ſo etwas käme häufig vor. Dann hatte er ſich einige ſcherzhafte, aber nicht ſehr diskrete Bemerkungen über das Intereſſe, welches Bent an Fräulein Galieri zu nehmen ſchiene, erlaubt und war ſeiner Wege gegangen. Ein Maſchiniſt frug, ob er angeſtellt ſei oder ſonſt etwas zu ſuchen habe, und wies ihm, als er es verneinen mußte, die Tür. So ſtand er

auf der Straße, ſtumpf gegen alles und wie betäubt. Ein paar Buben, welche vorbeikamen, hielten ihn für betrunken und höhnten ihn, bis ihnen ſeine Regloſigkeit unheimlich wurde und ſie davonliefen. Der Regen rieſelte langſam nieder und durchnäßte ſeinen leichten Rock, er achtete deſſen nicht und ſah nur ſtarr in die ſchwarzen Lachen, die an ſeinen Füßen zuſammenliefen. Er wußte nun klar: es iſt die Schuld, die ſich rächt — auf deinem Wege und dem Giacintas liegt weder Glück noch Stern. „Wenn eine Sühne ſein muß, mein Gott," ſagte er plötzlich mit feſter Stimme, „ſo erſpare ſie uns nicht, doch laß uns nicht unter ihr zuſammenbrechen. Verlaſſe du uns nicht, ſo werden wir nie voneinander laſſen."

Er richtete ſich auf und ging ſeiner Wohnung zu. Erſt jetzt merkte er, wie ſehr ihn der Regen durchnäßt hatte; ein ſchmerzhaftes Gefühl von Kälte überlief ihn, ſeine Glieder waren ſchwer und wie zerſchlagen.

Wenn ich jetzt krank würde, dachte er, gerade jetzt, ſo wäre ja niemand, der über ſie wachte ... es darf nicht ſein, ich brauche Geſundheit und Kraft, mehr noch als je zuvor.

Drüben war ein großes, hell erleuchtetes Kaffeehaus; er trat ein und verlangte heißen Tee mit etwas Rum. Neben ihm, an zwei zuſammengeſtellten Tiſchen, ſaßen Offiziere; ſie gehörten dem Reiterregimente des Fürſten an und plauderten lebhaft. Der Lichterglanz und die Wärme taten Bent wohl, ihn überkam ein nicht unangenehmes Gefühl der Mattigkeit, das Klirren der

Gläſer und das Gewirr ſo vieler Stimmen klang zu ihm wie aus weiter Ferne.

„Ich will nur noch ein paar Minuten ruhen," ſagte er zu ſich ſelbſt; „es iſt ſchön warm hier, und zu Hauſe finde ich doch kein Feuer mehr."

Plötzlich ſchlug das Wort „Giacinta" ſcharf in ſein Ohr; es ging unter in einem brauſenden Gelächter. Er hob den Kopf und lauſchte. Neben ihm, an dem Offizierstiſche, ſprach man von der gewaltſam unterbrochenen Vorſtellung, und einer der Herren, ein Rittmeiſter mit ſpärlichem Haupthaar und mächtigem blonden Schnurrbarte, ſchien eben etwas ſehr Unterhaltendes geſagt zu haben, denn es dauerte geraume Zeit, bis ſich das Lachen gelegt und er ſein Glas befriedigt austrinken konnte.

„Ja," ſagte ein anderer, „die Sache wird in mehr als einer Beziehung Staub aufgewirbelt haben. Was wird wohl unſer guter George dazu ſagen? Nun, er hat ja Ableitung für ſeinen Kummer — paßt einmal auf, die Welt wird der übergeſchlagenen Stimme der kleinen Galieri mindeſtens drei Dutzend Sonette oder ähnliches Zeug zu verdanken haben. Er iſt alſo noch nicht ſo übel daran, wie der gute Hofrat. Was der für ein Geſicht machen wird, wäre ich in der Tat zu ſehen begierig."

„O, der wird gar nicht ſo unzufrieden ſein. Erhält die Kleine, wie ich es beinahe glaube, kein Engagement, ſo iſt ſie ja ganz auf ihren Beſchützer angewieſen. Dann ſollen Sie einmal ſehen — bald empfängt Mäcen den ſüßen Lohn und wird dann den Punkt erreicht haben, um den ſich die ganze Geſchichte drehte."

„Was dieſen höchſt intereſſanten Punkt anbetrifft,“ nahm der Rittmeiſter das Wort, „ſo dürfte er dem Hofrate doch einige leichte Enttäuſchungen bereiten. Ich habe geſtern ſo etwas herumgehorcht — bei Frau Lydia unter anderen — und dabei etwas ſehr Amüſantes erfahren. Die Kleine iſt ein ganz ſchlaues Pflänzchen: dem guten Hofrate überläßt ſie es, ihre Pfade zu ebnen, ſie erlaubt ihm ſelbſt, für Toilette und andere Kleinigkeiten zu ſorgen — für ihre weiteren Bedürfniſſe jedoch hat ſie ſich einen Liebhaber angeſchafft, einen wirklichen Liebhaber. Der Menſch iſt eine Art von Student und lebt wahrſcheinlich auf ihre Koſten.“

„Das iſt empörend“, ſagte ein blutjunger Leutnant, welcher am andern Ende des Tiſches ſaß.

„Empörend? Wo denken Sie hin,“ lachte der Rittmeiſter, „im Gegenteil, es iſt ganz natürlich und für uns andere ſehr angenehm zu wiſſen! Es geht daraus hervor, daß Fräulein Giacinta ein liebebedürftiges Herz hat ... und wiſſen Sie nicht, was Valentin im ‚Fauſt‘ ſagt? Famos das, meine Lieblingsſzene:

„Du fingſt mit einem heimlich an,
Bald kommen ihrer mehre dran,
Und wenn dich erſt ein Dutzend hat,
So . . .“

Er konnte nicht ausreden. Ihm gegenüber ſtand Bent, regungslos, die blutunterlaufenen Augen unheimlich ruhig auf ihn heftend. Seine Erſcheinung war ſo ſonderbar, daß am ganzen Tiſche Totenſtille entſtand. Er rang mühſam nach Worten; es währte ſo lange, daß

einige der Offiziere ſich anblickten und ſich zum Fortgehen erhoben.

„Dieſe verwünſchten öffentlichen Kneipen," murmelte einer, „der Menſch iſt entſchieden geiſteskrank."

Bent hörte es nicht, er hatte noch keinen Blick von ſeinem Gegner verwandt.

„Herr Rittmeiſter," ſagte er mit leiſer, heiſerer Stimme, „wer eine Frau verleumdet, wes Art ſie immer ſei, iſt ein —"

Er nannte das Wort.

Es war, als habe der Blitz eingeſchlagen. Die Herren ſprangen auf, der Rittmeiſter, erdfahl geworden, taſtete nach ſeinem Säbel. Der aber ſtand, unter Mänteln und Mützen vergraben, in einer Ecke, außerdem hatte einer der älteren Herren ſofort den Arm des Beleidigten ergriffen.

„Um Gottes willen," rief er haſtig, „nur keinen Eklat. Kommen Sie, meine Herren", ſagte er laut zu den übrigen, und zu Bent leiſe und ſehr höflich: „Folgen Sie uns, wenn ich bitten darf; wir werden draußen ungeſtörter reden können."

Die Offiziere hüllten ſich in ihre Mäntel und gingen; die kleine Szene hatte ſich ſo unauffällig abgeſpielt, daß niemand darauf aufmerkſam geworden war. Draußen angekommen, flüſterte der Rittmeiſter einem der Herren etwas ins Ohr und wandte ſich dann zu Bent.

„Sie haben mich beleidigt," ſagte er hochfahrend und ſcharf, indeſſen ſeine Hand, die er um den Säbelgriff gelegt, vor Erregung flog, „ich hoffe, daß Sie ſatisfaktions-

fähig sind und für Ihre Worte einstehen werden. Jedenfalls wird Ihnen dieser Herr" — er deutete auf den Leutnant — „nicht eher von den Fersen gehen, bis eine Auseinandersetzung erfolgt ist. Was Sie, meine Herren, anbetrifft," sagte er leise, „so bitte ich vorläufig um Diskretion; die Sache ist eigentlich sehr unangenehm, da es sich, wie es scheint, um einen Studenten oder so etwas ähnliches handelt."

Er grüßte und ging davon, die anderen folgten langsam, unterdrückt plaudernd.

„Es ist natürlich der Mensch, der Liebhaber", scholl es einmal deutlich zurück. Bent hielt wie abwesend die Fäuste geballt, seine Brust hob sich vor schwerer Erregung. Der Leutnant, welcher zurückgeblieben war, berührte leicht seinen Arm.

„Mein Name ist —" hierbei brummte er ein unverständliches Etwas, — „darf ich fragen, mit wem ich den Vorzug habe?"

„Ich heiße Sörensen, bin Studierender an hiesiger Hochschule und werde mich morgen unter die Waffen einer unserer anerkannten Verbindungen stellen."

„Das dürfte nach dem, was vorgefallen, allerdings unerläßlich sein", meinte der Offizier kühl. „Erlauben Sie mir vorläufig eine Frage. Haben Sie irgend ein persönliches Recht, Fräulein Galieri so ... drastisch in Schutz zu nehmen? Sind Sie mit der Dame verwandt?"

„Nein", sagte Bent fest. „Ich bin für sie eingetreten, wie ich's für jede andere Dame täte, die ich öffentlich verleumdet und beleidigt sehe."

Der Offizier verzog höhniſch das Geſicht.

„Hm,“ meinte er, „ſo können wir alſo zu etwas anderem übergehen. Die Beſtimmungen, das Duell mit Studenten betreffend, ſind, beſonders in unſerem Regimente, etwas knapp gezogen. Befinden Sie ſich in der Lage, mir eine bekannte notable Perſönlichkeit zu nennen, bei der ich Erkundigungen über Ihre Verhältniſſe, ich will es kurz ſagen: über Ihre Satisfaktionsfähigkeit einziehen könnte? Es iſt dies kein Mißtrauensvotum,“ fuhr er fort, als Bent eine heftige Bewegung machte, „es iſt eine reine Formalität und würde den Gang der Angelegenheit bedeutend beſchleunigen.“

„Ich kenne faſt niemand,“ ſagte Bent rauh, „wenden Sie ſich jedoch an den Hofrat — erſt kürzlich hat er geruht, mich ſeiner vollen Protektion zu verſichern.“

„An wen?“ frug der Offizier in gedehntem Tone. Er glaubte nicht richtig gehört zu haben.

„An den Herrn Hofrat, der ebenfalls die Ehre hatte, Gegenſtand Ihres vorherigen Geſprächsthemas zu ſein.“

„So? An den Hofrat? Sonderbar ... jedenfalls würde ſomit jeder Zweifel, der über Ihre Perſon noch walten könnte, beſeitigt ſein. Ich bitte Sie alſo, mir bis morgen früh elf Uhr Ihre Sekundanten ſenden zu wollen. Dabei erlaube ich mir, Ihnen zu bemerken, daß nach unſeren ehrengerichtlichen Beſtimmungen die Sekundanten graduierte oder chargierte Perſönlichkeiten von unbeſtreitbarer Satisfaktionsfähigkeit ſein müſſen. Es wird Ihnen gewiß nicht ſchwer fallen, jemanden zu finden, der Ihnen dieſen Dienſt erweiſen könnte.“

„Ich hatte bereits die Ehre, Ihnen zu ſagen," entgegnete Bent, „daß ich in hieſiger Stadt ſehr wenig gute Bekannte zähle, auf die ich bauen könnte. Ich habe jedoch einen Freund, der ſich meiner Angelegenheit annehmen und Ihren Beſtimmungen hoffentlich genügen wird. Sein Name iſt von Verſen."

Der Offizier trat einen Schritt zurück, indem er einen Ausruf des Erſtaunens nicht unterdrücken konnte.

„Verſen? George von Verſen? Der Sohn des verſtorbenen Miniſters? Aber der iſt ja Reſerveoffizier in unſerem Regiment ..."

„Mag ſein," erwiderte Bent, „ich wußte es nicht. Jedenfalls werde ich mich, wenn Sie es erlauben, Herr Leutnant, ſofort zu ihm begeben."

Er grüßte und ging davon. Der Offizier ſah ihm nach und blieb noch eine gute Weile kopfſchüttelnd ſtehen. Ihn erfüllte ein leitender Gedanke, nämlich der, daß der Herr Rittmeiſter möglicherweiſe an eine ganz unrechte Haustür geraten ſein könne. —

Zehn Minuten ſpäter klingelte Bent an dem Verſenſchen Hauſe. Er war raſch gegangen, in ſeinem Ohr lag noch das wüſte Gelächter, mit welchem die Offiziere Giacintas Namen begraben hatten. Ein weißköpfiger Diener öffnete und führte ihn durch einen Garten voll hoher Tarushecken, aus deren Dunkel zuweilen die Schultern einer Marmorſtatue hervorleuchteten, nach einem kleinen zweiſtöckigen Nebengebäude.

„Der junge Herr iſt bei der gnädigen Frau Mutter," ſagte er, „ich werde Sie ſogleich melden."

Dann öffnete er eine Tür und zog ſich geräuſchlos, mit ſtummer Verbeugung zurück.

Bent durchflog das Zimmer, in welchem er ſich befand, trotz ſeiner Erregung, mit erſtaunten, faſt ſcheuen Blicken. Verſen mußte ja ganz ungeheuer reich ſein; daran hatte er nie gedacht und es eigentlich auch nicht für möglich gehalten, daß ein junger Mann, welcher ſtudierte, überhaupt reich ſein könne. Im Kamine brannte, der feuchten Witterung halber, ein leichtes Feuer. Er trat ſchüchtern näher, wärmte ſich und betrachtete neugierig die vielen fremdartigen Gegenſtände, den weichen Teppich, die niedrigen, behaglichen Seſſel, den breiten Schreibtiſch von Eichenholz, mit Büchern und Schriften bedeckt, den Kopf des Elchhirſchs da oben mit den dunklen, rieſigen Schaufeln, die Waffen an der Wand, in denen ſich das flackernde Feuer zuweilen rötlich ſpiegelte. Dann wehte ihn ein feiner Duft an; in einer Ecke ſtand ein Blumentiſch, drauf eine Fülle blaßblauer Veilchen blühte. Er beugte ſich nieder, ſo daß die kühlen Blumenkelche ſeine Stirn ſtreiften; ihr Hauch gemahnte ihn an den Duft von Giacintas weichem Haar. Er erhob ſich und griff mit der Hand an die Stirne, dann hörte er, wie der Vorhang zurückgeſchlagen wurde und George ins Zimmer trat.

George ging haſtig auf ihn zu und grüßte ihn.

„Es freut mich, daß ich dich ſehe, Bent," ſagte er erregt und abgebrochen, „gerade heute biſt du mir doppelt willkommen. Ich bin in keiner guten Stimmung, denn es iſt etwas geſchehen, was mich ſehr ſchmerzlich er-

griffen hat. Setze dich", fügte er hinzu, indem er die Lampe hinaufschraubte, so daß ein mildes, volles Licht durchs Zimmer flog. „Weißt du auch, daß es für einen Freund nicht hübsch ist, volle acht Tage nichts von sich hören zu lassen? Himmel, Bent, wie siehst du aus!" rief er, indem er sich jäh erhob. „Was ist mit dir geschehen? Bist du krank?"

„Höre", sagte Bent mit unsicherer Stimme. „Du hast mir in einem Augenblicke der Erregung Freundschaft geschworen, aber um mich taumelt alles, stürzt alles. George, ich komme zu dir hilfesuchend, ein unglücklicher, zerschlagener Mensch; bist du wirklich mein Freund und willst du mir helfen?"

„Ich bin es, Bent, auf Leben und Tod. Alles, was mein ist, ist dein. Sage einfach, was dir fehlt, und zweifle nicht an mir."

„Ich frug dich auch nur deshalb noch einmal," sagte Bent mit einem unbeschreiblich wehmütigen Lächeln, „weil ich erst jetzt gesehen habe, daß du sehr reich bist. Nun ist aber alles gut. Höre mich an; ich komme aus dem Theater, wo heute eine junge Sängerin, Fräulein Galieri, zum erstenmal aufgetreten ist. Sie ist krank geworden und wird wahrscheinlich nicht wieder engagiert werden ..."

Er schwieg einen Augenblick, um Mut zu gewinnen, Versens Augen lagen auf ihm mit dem Ausdrucke des höchsten Erstaunens.

„Ich ging nachher in ein Kaffeehaus, um etwas Heißes zu trinken, denn ich fühlte mich erschöpft. Neben mir

an einem Tiſche ſaßen Offiziere; ſie ſprachen über die verunglückte Vorſtellung und über Fräulein Galieri, und einer von ihnen, ein Rittmeiſter, ſagte ..." hier brach ſeine Stimme vor Scham und Schmerz, „daß ſie vom Hofrat Geld annähme und einen heimlichen Liebhaber beſäße, der auf ihre Koſten lebe ..."

Verſen ſprang auf, eine dunkle, fliegende Röte ſchoß über ſein Geſicht, indes es in ſeinen Augen aufblitzte wie von tödlichem Grimm.

„O," ſagte er endlich mit bebender, tiefer Stimme, „ich habe nun einmal kein Glück im Leben. O Gott, wäre ich ſtatt deiner dageweſen und hätte ich ..."

„Laß mich ausreden, George. Ich ſagte dem Rittmeiſter, daß er ein Verleumder ſei. Die Herren entfernten ſich ſofort und ich hatte mit einem derſelben eine Auseinanderſetzung, die Genugtuung betreffend, die ich werde geben müſſen. Ich nannte deinen Namen, was den Herrn ſehr zu überraſchen ſchien — er ſagte, du ſeieſt Reſerveoffizier in ſeinem Regimente — und nun wollte ich dich bitten, George, mir in der Sache beizuſtehen. Ich habe ja keinen Freund außer dir und werde mich auch bemühen, dir in Zukunft nie wieder Umſtändlichkeiten zu verurſachen."

Er ſchwieg und hob den Blick ſchüchtern zu Verſen empor. Der ſtand regungslos am Kamin; es gehörte Bents ganze Erregung dazu, um ihn die furchtbare Veränderung, die in den Zügen des Freundes geſchehen war, überſehen zu laſſen. Es ward eine Pauſe, endlich ſtrich Verſen wie geiſtesabweſend mit der Hand über die Stirn.

„Möchteſt du mir ſagen," frug er mühſam, „aus welchem Grunde du dich in die Unterhaltung der Offiziere gemiſcht haſt? Leitete dich nur der ehrenwerte Trieb, einer angegriffenen wehrloſen Frau beizuſtehen, oder hatteſt du" — er würgte die Worte tonlos heraus — „ein Anrecht, für Fräulein Galieri einzutreten?"

„Dieſelbe Frage," ſagte Bent, „ſtellte der Offizier, mit welchem ich verhandelte. Ich habe ihm die Wahrheit nicht geſagt, es iſt ſchlimm genug, daß ich einen Ehrenmann habe belügen müſſen. Es konnte aber nicht anders ſein, George", er ſtockte und ballte die Fäuſte ſo feſt, daß ſich die Nägel ins Fleiſch gruben, dann warf er ſich wild an Verſens Bruſt. Die Erregung, die ihn ſo lange künſtlich aufrechterhalten hatte, brach zuſammen, er ſchluchzte ungeſtüm wie ein Kind. „George," ſagte er endlich, „ich liebe Giacinta und ſie iſt mein vor Gott."

Über Verſens Antlitz flog eine Bläſſe, ſo jäh und tief, als ſei der letzte Blutstropfen daraus gewichen; als Bent jedoch das Haupt erhob, ſah er nur ein ſtilles Geſicht, das ernſt und vornehm auf ihn niederblickte.

„Willſt du mir beiſtehen, George?" frug er mit klarer Stimme.

Sein Geſtändnis hatte ihn erleichtert, eine ſichere, faſt freudige Ruhe war über ihn gekommen.

„Gewiß," antwortete Verſen, „ſei über den Gang der Sache ganz unbeſorgt. Was den Hofrat anbetrifft, ſo bin ich in der Lage, dir einige Aufklärungen geben zu können. Er iſt ein Ehrenmann. Er hat alles Erdenkliche getan, um Fräulein Galieri den Weg zu ebnen und

ihr ein Auftreten zu ermöglichen. Ich glaube, er tat es mit blutendem Herzen, denn er mußte sich, wie übrigens jeder denkende Mensch, sagen, daß dieses vom Feuer der Kunst verzehrte Kind viel zu zart, viel zu knospenhaft für den Frondienst der Bühne sei. Dasselbe sagt auch jeder, der sie nur einmal gesehen hatte, und ich glaube, sie selbst mochte es wohl am besten wissen von allen."

„Hast du Giacinta gekannt?" frug Bent seinerseits mit Erstaunen.

„Ja," sagte Versen, indem er einen unglücklichen Versuch machte, zu lächeln, „aber beruhige dich, ich habe sie nur ein paarmal in Gesellschaften, beim Hofrat oder bei meiner Mutter, gesehen. Nun aber rate ich dir, dich schlafen zu legen; du bist angegriffen, und die Uhr geht auf Mitternacht. Morgen werde ich bei dir sein, um deine Sache ganz geschäftsmäßig in Ordnung zu bringen. Sei guten Mutes und quäle dich nicht; blicke auch nicht so trüb in die Zukunft: ich habe geschworen, dein Freund zu sein, und werde mein Wort halten um jeden Preis, es möge geschehen, was da wolle. Schlimmeres kann überhaupt nicht kommen", sprach er bitter und unhörbar zu sich selbst.

Bent reichte ihm überwallend beide Hände, George machte eine gewaltsame Anstrengung und ergriff sie. Als die Tür zufiel, schlug er die Hände vors Gesicht und ließ sich in einen Sessel fallen. So blieb er lange, dann ging er plötzlich an den Schreibtisch und nahm ein flaches Kästchen von dunkelrotem Samt heraus. Darin lag ein Bild von Giacinta, er hatte es selbst gezeichnet, meister-

haft, und doch nur aus der Erinnerung. Es war ein süßes Bild, das seine Köpfchen schien ihn wehmütig anzublicken. Er beugte sich eine Weile darüber und preßte es an die Augen, dann warf er es rasch ins lodernde Kaminfeuer.

„Gute Ruh'," sagte er, „du reiner, kurzer Traum. Du meine erste und letzte Liebe — leb wohl."

* * *

Bent konnte Giacinta am anderen Tage nicht sehen, doch sandte sie ihm ein Briefchen mit zwei mühsam gekritzelten Zeilen: es ginge ihr besser, er möge sich nicht ängstigen. Am nächsten Morgen, bei Tagesanbruch, fuhr er mit Versen ins Land hinaus. Der Kutscher hing fröstelnd auf seinem Sitze, fest in eine alte Pferdedecke gewickelt, zuweilen ließ er müde und gelangweilt einen Peitschenhieb auf die mageren Mähren fallen.

Es war ein häßlicher Morgen; über endlosen, regennassen Feldern hoben sich blaugrau die Umrisse eines Waldes.

„Da ist's," sagte Versen lakonisch; „ich wollte, ich wäre an deiner Stelle, Bent."

Der Wagen hielt, vier oder fünf Herren in Uniform schritten, gleichgültig plaudernd, durchs nasse Gras, ein anderer stand abseits und schien mit einem Kasten beschäftigt, den er auf einen flachen, an der Wurzel geschlagenen Stamm gestellt hatte.

„Bleib hier," sagte Versen beim Aussteigen, „ich muß mit den Herren reden. So will es einmal die Komödie."

Er nahm den Säbel auf, denn auch er war in voller Uniform, und näherte ſich der Gruppe. Man ſchien eifrig zu ſprechen, man verneigte ſich gegenſeitig und trennte ſich. Einer riß Baumzweige ab und ſteckte ſie in den Boden, der Rittmeiſter nahm ſeine Zigarre aus dem Munde und klemmte ſie zwiſchen die Zweige einer kleinen ſilberweißen Buche, die neben ihm ſtand.

„Hierher, Bent, wenn ich bitten darf", ſagte Verſen mit kalter, befehlender Stimme.

Ein anderer Herr trat heran und reichte Bent eine halb geſpannte Piſtole.

„Nach dem Kommando Feuer", ſagte er, „zähle ich bis drei, Sie haben in dieſer Zeit zu ſchießen, weder vorher noch nachher. Haben Sie mich verſtanden?"

Bent bejahte.

Verſen trat zu ihm und ſagte:

„Sei ruhig und ſpanne wenigſtens den Hahn deiner Piſtole. So!" Und bei ſich ſelbſt ſprach er: Adieu, Bent.

Er trat zur Seite.

„Sind die Herren fertig? Feuer! Eins — zwei —"

Bent hatte den Rittmeiſter gegenüber, er ſuchte inſtinktmäßig deſſen Bruſt und quälte ſich an dem Abzuge der Waffe ab.

Er fühlte einen Schlag und lag lang im Graſe, bei voller Beſinnung. Er ſah ein Rauchwölkchen, das ſich über die feuchte Schonung hob, er ſah Verſen, der auf ihn zuſtürzte und den Arm um ſeinen Nacken legte. Auf der anderen Seite kniete bereits der Arzt, durchdringenden Blickes vorgebeugt. Er hob forſchend Bents Augen-

lider, dann riß er die Kleider auf und taſtete ſchnell an der Bruſt herum.

„Heben Sie den Arm," befahl er, „ſo — nun atmen Sie einmal tief, recht tief." Er legte ſein Ohr an Bents Bruſt und erhob ſich. „Ich hoffe nicht," ſagte er zu den übrigen, „daß die Lunge verletzt iſt. Die Kugel ſitzt zwiſchen Schlüſſelbein und erſter Rippe; in ſechs Wochen kann er aus der gröbſten Gefahr ſein."

Die Sekundanten verließen ihre Plätze; der Rittmeiſter griff ſofort nach ſeiner Zigarre, welche noch brannte, und ſteckte ſie in den Mund.

„Ich werde zunächſt auf Urlaub gehen," ſagte er mit leichter Verbeugung, „beſten Dank alſo, meine Herren; ſeien Sie ſo gut, lieber Doktor, mir möglichſt oft Nachricht über das Befinden des Herrn Sörenſen zukommen zu laſſen."

Man trennte ſich. Verſen führte, mit Hilfe des Doktors, Bent zum Wagen, bettete ihn ſorglich in die Kiſſen und befahl dem Kutſcher, langſam nach der Stadt zu fahren. Ernſt und ſchweigend blickte er ins blaſſe Geſicht des Freundes, der zuweilen die Augen aufſchlug und ihm matt zulächelte. Am Tore ließ der Doktor halten und kletterte aus dem Wagen.

„Ich habe heute Lazarettinſpektion," ſagte er, „und daher keine Minute zu verlieren, jedenfalls werde ich aber ſofort einen meiner Kollegen vom Zivil ſenden. Auch wäre es beſſer, wenn Sie, Herr von Verſen, mit mir ausſtiegen und Ihren Freund, um Aufſehen zu vermeiden, allein nach Hauſe fahren ließen. Er kann

sehr gut ohne Hilfe die Treppe hinauf und ins Bett kommen. Fühlen Sie sich dazu nicht stark genug?" frug er, indem er sich an Bent wandte.

„Gewiß," versetzte dieser hastig, „Sie kommen meinem Wunsche nur zuvor. Bitte, George, laß mich," fügte er hinzu, als Versen eine Einwendung machte; „du kannst mich ja in ein paar Stunden besuchen. Ich möchte gerne so unbemerkt wie möglich mein Zimmer erreichen."

Aus seinem Wesen sprach eine krankhafte Sucht, allein zu sein, seine Augen blitzten, seine Wangen waren leicht gerötet. Versen sah ihn prüfend an, ehe er den Wagenschlag freigab.

„Er hat jetzt schon Wundfieber", sagte er zu dem kleinen Doktor, der bereits ein paar Schritte vorausgeleucht war.

„Freilich, freilich, Herr Baron," antwortete dieser, „wenn Sie gegen Abend zu ihm kommen, kennt er Sie nicht mehr."

Sie gingen schweigend weiter.

„Hören Sie, lieber Doktor," sagte Versen, plötzlich stehen bleibend, „keine Komödie zwischen uns. Wird er sterben oder nicht?"

„Sterben? Hm — Sie haben eine Art zu interpellieren, die ziemlich direkt ist. Sterben! Wer kann das sagen? Die Wunde ist an und für sich nicht tödlich, aber der junge Mann hat ein entschieden nervöses Temperament, was für einen Heilprozeß immerhin ungünstig ist. Er sah mir außerdem moralisch affiziert und überreizt aus ... jedenfalls würde dem Rittmeister die gleiche Verwundung weniger geschadet haben ... der hat eine

wahre Rieſennatur, ein prachtvoll phlegmatiſches, unerſchütterliches Temperament. Der Mann wird älter werden als ich und Ihr Freund, ſo viel ſteht feſt."

„Sie irren ſich, lieber Doktor," ſagte Verſen; „diesmal ſtellten Sie eine gründlich falſche Diagnoſe. Der Rittmeiſter iſt ebenſo krank wie Bent Sörenſen — ſtirbt mein Freund, ſo überlebt er ihn höchſtens um vierundzwanzig Stunden."

„Ich verſtehe Sie nicht, verehrter Herr, Sie ſprechen in Rätſeln. Aber was iſt Ihnen? Sie ſehen ganz unheimlich aus ..."

„Ich hätte Sie für hellhöriger gehalten, beſter Doktor", ſagte Verſen, indem ſein ſchönes Geſicht ſich entſtellte. „Ich bin ein alter Jäger und kenne den Grabſchuß — wenn Bent Sörenſen ſtirbt, ſo ſtirbt auch der Herr Rittmeiſter. Und nun wünſche ich Ihnen einen vergnügten Tag, lieber Doktor."

Bent hatte unterdeſſen den Wagen verlaſſen und ſtieg, die Zähne zuſammenbeißend, die Stirn von Schweiß bedeckt die ſteile Treppe hinauf. Glücklicherweiſe begegnete ihm niemand, die Kinder waren in der Schule, die Dienſtmädchen noch auf dem Markt. Selbſt die Tür zu Frau Bitterlichs Flur ſtand offen; die grollende Dame hörte wohl den Schritt ihres Mieters, wandte aber ſchon längſt nicht mehr den Kopf nach ihm um. Als Bent ſein Zimmer glücklich erreicht hatte, ließ er ſich ſchwer auf einen Stuhl fallen; ein quälender Gedanke ſtieg in ihm auf. Die Oſterferien waren vor der Tür, er hätte ſie, feſter Verabredung gemäß, bei den Eltern verleben

ſollen; der alte Paſtor gedachte wohl, dem Sohne nach zweijähriger Abweſenheit wieder einmal ins Herz zu ſehen. Nun aber — die zerſchoſſene Schulter, die ſechs Wochen Krankenlager — was ſollte daraus werden? Die Eltern durften ja um keinen Preis wiſſen, daß er einen Zweikampf beſtanden, die Mutter würde ſich zu Tode grämen und der Vater die Hand von dem abziehen, der in mörderiſcher Abſicht die Waffe gegen einen Mitmenſchen erhoben hatte. Was alſo beginnen, welches Mittel anwenden, um die Heimreiſe zu hintertreiben?

Bent ſann ängſtlich nach, er fühlte unklar, daß die Minuten, die ihm übrigblieben, gezählt ſeien. Er ſchleppte ſich endlich an den Tiſch, nahm ein Blatt Papier und ſchrieb:

„Geliebte Eltern!

Zu meinem Bedauern kann ich nicht zu Euch kommen, wie ich's ſo gerne gewollt. Ein ruſſiſcher Fürſt will mich für die Dauer der Ferien nach Italien mitnehmen, ich kann es durchaus nicht ablehnen, weil es für meine Zukunft von hoher Bedeutung ſein kann ..."

Der arme Junge! Während er dieſen Unſinn niederſchrieb, flog ſeine Hand ſo, daß die Zeilen ſchief über dem Blatte zuſammenliefen. Er merkte es nicht und ſiegelte mit großer Anſtrengung, dann wurde es ihm ſchwarz vor Augen und er fiel lang über das Bett hin. Der Verband hatte ſich gelöſt, ein ſchmaler Blutſtreifen ſickerte über Frau Bitterlichs ſchöne weiße Kiſſen und tröpfelte langſam auf die wohlgeſcheuerte Diele. Es wurde Abend. —

Bent lag ohne Beſinnung, er erwachte auch nicht, als man die Kugel und ſpäter Splitter des zerſchoſſenen Schlüſſelbeins entfernte. Die ſchwere, lähmende Nacht, welche auf ihm lag, raubte jede Empfindung und machte ihn für äußere Eindrücke gefühllos. Zuweilen war es ihm, als kreiſe ſein Haupt; ein Ton brauſte darin gleich dem Singen eines Glaſes, über deſſen Rand man ſtreicht. Dann legte ſich eine kühle, ſchmale Hand auf ſeine Stirn, in die Schwüle, die ihn umfing, wehte es hinein wie Veilchenduft, und er atmete tief auf in unbewußter Erleichterung. So rannen langſam die Tage, plötzlich ſchien es dem Kranken, als wiche ein Schleier von ſeinen Augen, er empfand eine unſägliche Beklemmung, ſein ganzes Weſen bäumte ſich auf und rang nach Bewußtſein. Eine donnernde Stimme, die er gut, nur zu gut kannte, war in ſein Ohr gefallen, die Worte hatten in ſein fieberndes Hirn geſchlagen wie ſchwere eiſerne Nägel.

„Der Platz an dieſem Lager iſt mein! Ich allein werde meinen Sohn zu heilen wiſſen ...“

Er ſchlug mit übermenſchlicher Anſtrengung die Augen auf und richtete ſich empor, allein ſeine linke Seite war gelähmt, mit einem Ächzen des Schmerzes ſank er zurück. Die Fenſter waren verhängt, aus dem halbdunklen Zimmer glitt eine Geſtalt, das Haupt geſenkt, ein Schluchzen auf den Lippen. Am Bette ſtand ein rieſenhafter Greis, den Arm erhoben, mit fürchterlichem Geſicht nach der Türe deutend.

Und nun begann das Werk des orthodoxen lutheriſchen

Prieſters. Wohl eine Stunde lang währte die donnernde Rede; mit Elternfluch, Verdammnis und allen Schrecknissen der Bibel wurde auf den Bewußtloſen, der ſich ſtöhnend in den Kiſſen wand, eingewirkt. Zuletzt mußte er ein Schreiben unterzeichnen, welches der Paſtor verfaßt. Die knochigen Finger des Greiſes zwängten der Hand des Sohnes die Feder ein und führten ſie über das Papier, dann kam der Arzt und erlöſte den Kranken. Während der in ſchwülem, unruhigem Halbſchlummer lag, ſaß der Paſtor am Tiſche und ſchrieb nach Hauſe. Es war ein langer Brief, eine Stelle darin lautete:

„Dem Herrn Herrn ſei Preis! Die Bathſeba ward vertrieben — wir haben unſern Sohn wieder."

* * *

Er hatte ſich faſt geirrt, der ſtarre lutheriſche Prieſter! Ein furchtbares Nervenfieber brachte Bent an den Rand des Grabes, es währte ſehr lange, ehe es beſſer mit ihm wurde. Und unterdeſſen vollzog ſich auch das Schickſal Giacintas, langſam, unerbittlich, trotz ſchwerer Kämpfe, die ihre Seele müde machten für immer. Die Welt nannte dieſes Schickſal ein glückliches. Es durften die beiden nicht ſterben, weil ſie ſich tief geliebt — ſie ſollten leben, um voneinander zu laſſen. An einem weichen, grauen Märztage hielten eine Reihe glänzender Equipagen am Portale der Domkirche; aus der erſten ſtieg der Hofrat, Giacinta am Arm. Ihnen folgte Madame Galieri, ſie trug ein gelbſeidenes Kleid gewagteſten Schnittes und ſchwamm in Seligkeit; ſie hing am

Arme eines Herrn, dessen Brust mit Sternen bedeckt war, und der sich beeilte, mit seiner Bürde die Stufen hinaufzukommen. Die Kirche war voller Menschen, durch die gemalten Fenster brach trüb der Schein des Regentags. Der Hochaltar strahlte von Kerzen, über ihm lag eine feine, leise verschwebende Weihrauchwolke; die Seitenschiffe waren ganz dunkel, die mächtigen Pfeiler düsterbunt beleuchtet. Es erwachte die Orgel, präludierend mit einer einfachen Weise, dann voller werdend, brausend in tiefen, gewaltigen Akkorden, zum Lichte ringend wie Auferstehungsklang, ausströmend in breiter, festlicher Lösung. Es ward tiefes Schweigen, in die Stille fielen langsam die Worte des Priesters, draußen rauschte der Regen und der Tauwind brauste um die Johannistürme ... dann gingen tieftönig die Glocken, das Volk drängte nach den Portalen, und über die Massen hinweg brandeten die letzten Töne des Gloria. Aus dem dunklen Seitenschiffe traten zwei Menschen und schritten dem Altar zu. Der eine war ein Greis mit hartem, vergrämtem Gesichte, er stützte sorgsam seinen krankhaft zusammengefallenen Sohn. Vor dem Altar blieb der Alte stehen, er mochte nicht herantreten, sondern betrachtete finster die goldenen Meßgeräte; der Kranke dagegen schritt durch das niedrige Gitter und über den Teppich, der die Stufen deckte. Dort lag ein seidenes Kissen, auf welchem eine Minute vorher Giacinta gekniet, daneben ein paar welke Veilchen, dem Hochzeitsstrauße entfallen, auch ein schmaler Streifen, achtlos vom Brautschleier gerissen. Er nahm das alles

auf und barg es an ſeiner Bruſt, dann ſtürzte er über dem Kiſſen zuſammen, legte die Stirn in die Hände und weinte.

* * *

Bent hat Giacinta nie wiedergeſehen. Er hat ein Jahr ſpäter ſein Examen mit knapper Not beſtanden und darauf die erſehnte Stelle erhalten.

Seine Familie iſt nun verſorgt, der Pfarrer hat zuweilen einen Braten auf dem Tiſch und kann für die jüngſten Kinder das Schulgeld aufbringen. Bent hat ſich im Innerſten von ſeiner Fachwiſſenſchaft abgewandt, er iſt ſeltſamerweiſe Dichter geworden. Eine Handvoll Lieder, die er an Giacinta gerichtet, erregte Staunen und brachte ihm faſt den Ruhm; es war ſein erſtes und beſtes Werk. Was er ſpäter geſchrieben, iſt ſchroff oder unklar; man ahnt wohl das Vorhandenſein einer Kraft, fühlt aber ſofort, daß dieſe Kraft früh und im Kerne gebrochen ward. Er wird es nie zu etwas bringen; man lieſt ihn ſogar in ſeinem Vaterlande, wo man doch junge Talente gern beſchützt, nur wenig. Giacinta iſt eine ſchöne ſtille Frau und dem alternden Hofrat eine treue Pflegerin geworden. Sie hat nie wieder geſungen und lieſt keine Gedichte mehr, ſelbſt nicht diejenigen Bents. Was George von Verſen anbetrifft, ſo iſt er auf Reiſen gegangen, von denen man nur ſelten zurückkehrt. Sie alle ſind untergegangen in den Tauwaſſern.